



Indisches Fegefeuer

Tolles Zitat! Versuchen Sie einmal, all das zu lieben, was ständig Ihren Weg kreuzt! Ich jedenfalls verzweifelte schon an der Aufgabe, es auch nur auszuhalten! Mit anderen Worten: Es gab in der Anfangszeit meiner Globetreter-Laufbahn mehr als einen Tag, an dem ich mein über alles geliebtes Fahrrad um ein Haar in den Ganges gepfeffert hätte.

Doch wieder einmal greife ich vor. Sie erinnern sich, ich kam aus Neuseeland, fuhr mit dem Rad von Sydney nach Darwin, war viel zu schnell dort und beschloss noch unterwegs, es müsse weitergehen, weiter und immer weiter! Ich pedalierte mich in einen regelrechten Rausch. Ich „fraß“ die Kilometer. Ich duckte mich in den Wind, um schneller zu sein – und nicht selten vergaß ich dabei, rechts und links zu schauen, was denn die Welt sonst noch zu bieten hat außer Asphalt, diversen Anstiegen und den heiß ersehnten rasenden Fahrten talwärts. He, Mann, ich halte mich mit vollem Gepäck im Windschatten eines Autos! Ich gewinne auf den Abfahrten so viel Tempo, dass ich auf der anderen Seite den halben Anstieg schaffe, ohne zu treten!

Wahrscheinlich erlebt jeder Radfahrer solche Phasen. Vielleicht gehören sie dazu, ich weiß es nicht. Viele verlieren sich darin und wissen am Ende einer wunderschönen Tour nicht viel mehr, als dass der, an dessen Hinterrad sie sich festgebissen hatten, weiße Socken trug. Aber den erreichten Kilometerschnitt, den tragen sie wie eine Trophäe vor sich her. Es ist ihnen wichtig, den bekannten Hausberg im Lauf der Zeit mit immer kleineren Gängen zu bezwingen. Das Radfahren wird, unmerklich fast, zum Selbstzweck.

Es gibt diesen großartigen britischen Wahlspruch, „Ride the tiger before the tiger rides you“ – „Reite den Tiger, bevor ihm womöglich die Idee kommt, dich zu reiten.“ Nun, ich war auf dem besten Wege, mich von meinem Fahrrad fahren zu lassen – und merkte es nicht!

Die ersten asiatischen Länder, die ich mit dem Rad bereiste, zogen an mir vorbei wie

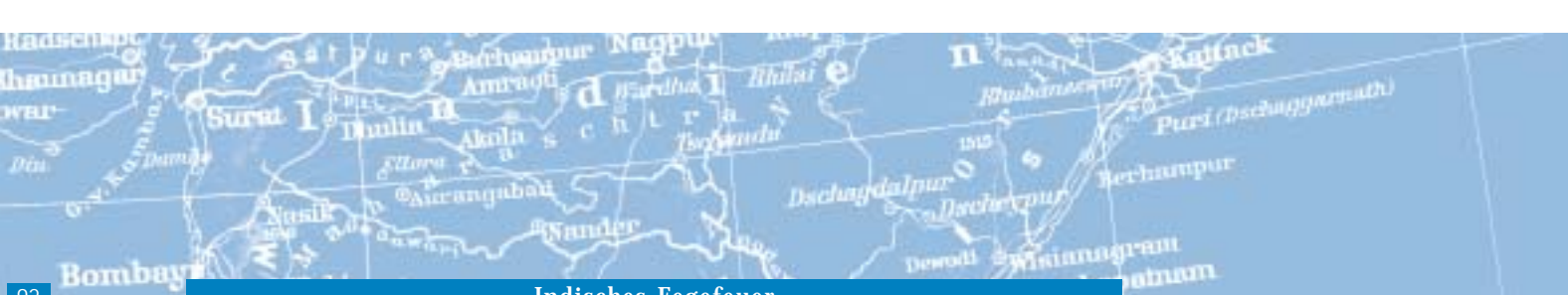
die Fotostellagen in einem alten Hollywoodfilm. Ich fand es toll, in Asien zu sein, in diesen fremdartigen Kulturen – dabei waren sie für mich nicht mehr als illustre Kulissen für einen Film namens „Ein Bart in Fahrt“ oder „Tilman on tour in ...“

Bali, die Philippinen und Malaysia rauschten nur so vorbei an meiner imaginären „Windschutzscheibe“. Klar, ich bin dort mit dem Fahrrad durchgefahren, es war in Ordnung – aber ich habe mich unterwegs von nichts und niemandem berühren lassen. Und das ist definitiv die falsche Art, mit dem Fahrrad „on the road“ zu sein! Ich weiß noch, dass Java ein chaotisches Erlebnis war: Millionen von Menschen, katastrophaler Verkehr und, schon damals, eine Umwelt am Limit. Schmutz überall, vor lauter Smog konnte man kaum Atem holen. Ich bin dann schnell weitergeflogen Richtung Malaysia.

Das Fliegen übrigens war ein recht spezieller Akt, denn die Airlines waren seinerzeit überhaupt nicht darauf eingestellt, etwas so Sperriges und zugleich so Filigranes wie ein Fahrrad zu transportieren. Heute kauft man am Flughafen für ein paar Dollar eine Box, schiebt seinen Randonneur hinein und holt ihn dann am Zielflughafen wieder heraus. Damals aber musste ich zu einem Fahrradladen fahren, das ganze Rad demontieren und in verschiedene Schachteln packen lassen! Ein echtes 1000-Teile-Puzzle! In Kuala Lumpur verbrachte ich den ganzen Tag am Airport, um mein armes Bike wieder zusammenzuschrauben. Und dann düste ich – Kopf runter, Kette rechts – durch Malaysia.

In Penang löste ich ein Ticket für die Fähre nach Madras in Indien. Vorteil: Das Rad blieb ganz auf diesem Trip. Und als ich den riesigen schmutzigen Kahn verließ, der ein paar Jahre später völlig ausbrannte, um bis heute nicht ersetzt zu werden..., sobald ich also den Fuß auf indischen Boden setzte – war plötzlich alles anders. Das Land und seine Menschen unterzogen all das, was ich gelernt zu haben meinte, einem Härtestest. Es gab die liebenswerten Erlebnisse, die mich schmunzeln ließen, mein Ego kitzelten, die Neugier weck-





ten. Und es gab den Affront, die unerhörte Zudringlichkeit der Menschen, die ständige Angst um Hab und Gut, die mich an meine Grenzen schickten.

Noch an Bord der Fähre erlebte ich ein Schauspiel, das mich hätte einstimmen können, wenn ich es nur richtig verstanden hätte. Da wurde ein grüner Mercedes ausgeladen, ein nagelneues, lackglänzendes Fahrzeug, wie es 1979 im armen Süden Indiens etwa so häufig anzutreffen war wie ein Rolls Royce in der DDR. Hunderte von Menschen bevölkerten den Kai. Und etliche von ihnen unterzogen das famose Automobil auch einer eingehenden optischen Prüfung. Wo aber ballten sie sich, wo gab es lautes Rufen, Fragen, ungeteiltes Interesse? Rund um mein Fahrrad, das irgendwann ebenfalls aus dem Bauch des riesigen Schiffes herausgeschoben wurde!

Man zog an den Bremshebeln, fingerte an der Schaltung herum, wackelte am angelöteten Gepäckträger und untersuchte die Funktion des Umwerfers über dem zweiten vorderen Kettenblatt. Trauben von Menschen, die sich da von etwas fasziniert zeigten, das in einer vergleichsweise spartanischen Form ein wichtiger Teil ihres Alltags war. Stellen Sie sich ein paar Kids von heute vor, die plötzlich Mr. Spocks „Beam-me-up-Scotty“-Apparatur als Weiterentwicklung ihres Handys vor sich haben! Nur, dass die Inder viel neugieriger

sind und deutlich temperamentvoller. Das Wort „cool“ existiert für sie im heißen Süden nicht. Und ich schwitzte Blut und Wasser, bis ich mich endlich durch die Massen zu meinem lieben Fahrrad durchgekämpft hatte.

Zum ersten Mal erkannte ich da, dass die Inder überaus ehrliche Leute sind. Es war noch alles da! Nur schauen wollten sie, sich eine Meinung bilden, lauthals darüber diskutieren – und in der tröstlichen Gewissheit heimgehen, dass sie ja mit Leichtigkeit ein mindestens dreimal so gutes Fahrrad konstruieren könnten – wenn, ja, wenn sie nur die Möglichkeiten dazu hätten...

Damals in Madras amüsierte mich dieses Interesse noch. Kurz darauf aber raubte es mir den letzten Nerv. Denn das gleiche Schauspiel wiederholte sich, wo immer ich anhielt! Ich konnte nirgends nach dem Weg fragen, ohne Mittelpunkt eines Menschenauflaufs zu sein. Wenn ich vom Klo zurückkam oder aus einem der zahlreichen kleinen Läden entlang der Straßen – da waren sie, die sich ereifernden Inder. Sie fingerten an allen Teilen des Fahrrads herum, examinieren das Gepäck, versuchten es sogar zu öffnen. Einmal herrschte ich einen dieser allzu Neugierigen an, womit seiner Ansicht nach meine Packtaschen wohl gefüllt seien. Er schaute mich an und meinte dann ganz unschuldsvoll: „mit Geld?“



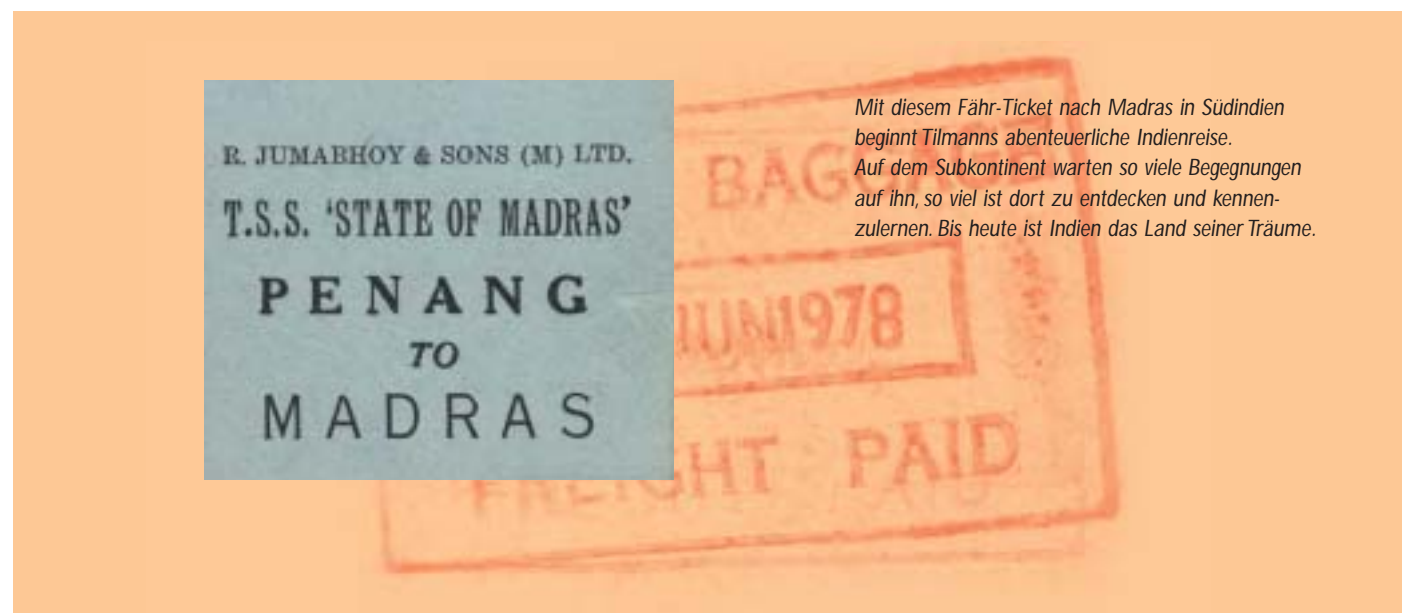
Zu Anfang dachte ich noch, ich würde vielleicht weniger Aufmerksamkeit erregen, wenn ich mich landestypisch kleidete. Jeans und T-Shirt wanderten also in die Hecktaschen, stattdessen trug ich einen flatterigen Umhang und Beinkleider, wie sie durch Mahatma Gandhi auch im Westen zum Begriff wurden. Es half nichts. In äußerster Not beschloss ich sogar, auf Bart und Haupthaar zu verzichten – aber das sah dermaßen schrecklich aus, dass ich mich drei Wochen lang in einem Ashram verkroch, bis die kahlsten Stellen wieder von frischem Flaum bedeckt waren.

Apropos Ashram: Diese Orte der Innerlichkeit und Zurückgezogenheit waren tatsächlich die einzigen, an denen ich Ruhe vor den aufdringlichen Massen hatte! Auch das war sicherlich ein Grund, warum ich mich gerne dort aufhielt.

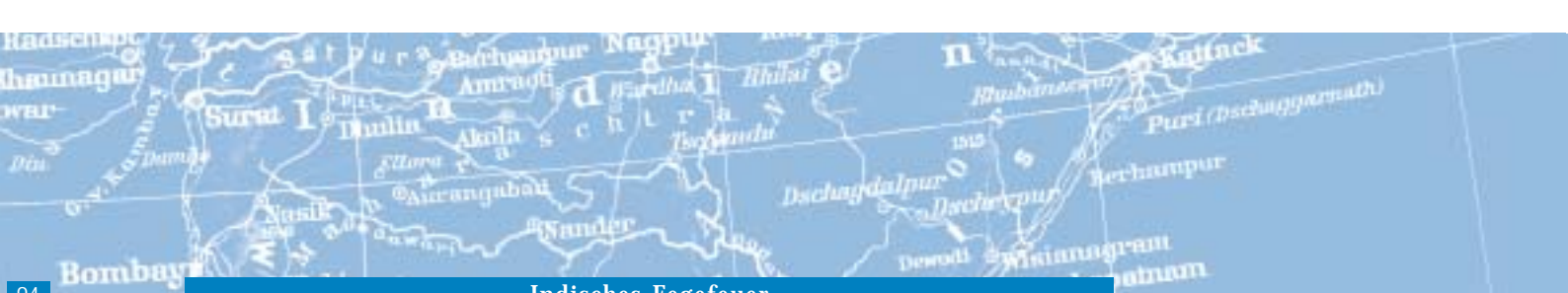
Kaum war ich jedoch „draußen“ in der indischen Realität des Wuselns, Lamentierens,

des hektischen Herumfingerns und Hinterherrufens, befand ich mich mehr oder weniger auf der Flucht. Doch entgegen konnte ich dem Ganzen selbst durch heftiges Pedalieren nicht. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Immer wieder diese Spielchen mit den einheimischen Radfahrern – auch sie allem Anschein nach voll auf dem Fahrrad-Trip! Da sieht also solch ein Inder zum ersten Mal einen Europäer mit vollem Gepäck auf einem Velociped vorüberschweben, das ihm vorkommen muss, als wäre es einem leibhaftigen Science-Fiction-Film entsprungen. Und schon erwacht in ihm der innige Wunsch, herauszufinden, ob er auf seinem tonnenschweren asiatischen Lastesel da wohl mithalten könne. Ob er am Ende, wenn er das Letzte aus sich herausholte, den Vorderreifen vielleicht sogar um ein paar Millimeter vorne haben könnte an irgendeinem imaginären Zielstrich am ersten Ortsschild von, sagen wir, Kanya Kumari.



Mit diesem Fahr-Ticket nach Madras in Südindien beginnt Tilmanns abenteuerliche Indienreise. Auf dem Subkontinent warten so viele Begegnungen auf ihn, so viel ist dort zu entdecken und kennenzulernen. Bis heute ist Indien das Land seiner Träume.



Dabei hatten sie keine Chance! Sie mit ihrem verrosteten Stahlgestell ohne Schaltung, mit mahlenden Lagern und quietschenden Kurbeln gegen meinen maßgeschneiderten Randonneur mit kompletter Campagnolo-Ausstattung! Trotzdem probierten sie es. Und ich spielte ihr Spielchen mit, irgendwie.

Zugleich lernte ich, meine Kräfte einzuteilen. Ich durfte mein Tagesziel nicht völlig ausgelaugt erreichen, denn da galt es noch eine Bleibe zu finden, fürs Abendessen zu sorgen, vielleicht die Kleider zu waschen. Außerdem suchte ich ja den Kontakt zu den Menschen. Ich bemühte mich also darum, möglichst gleichmäßig zu fahren, ausdauerbetont. Mein Tagespensum lag bei 100 bis 120 Kilometern, manchmal etwas mehr, manchmal weniger. Solche Distanzen sind locker zu bewältigen, wenn es die Straßen und die klimatischen Bedingungen zulassen. Daran hat sich in all den Jahren nichts geändert: Auch wenn ich heute unterwegs bin, stehen in der Regel gut 100 Kilometer auf meinem Tagesprogramm. Inzwischen aber pause ich viel öfter. Ich nehme mir die Zeit, auch unterwegs mit den Menschen zu sprechen, und vor allem halte ich die schönen und die merkwürdigen Dinge rechts und links des Weges gern mit der Kamera fest.

Ich spürte, wie sie mir folgten. Wie sie zum Teil stundenlang hinter mir herfuhrten. Einige schlossen auf, wechselten ein paar Belanglosigkeiten mit mir und blieben dann, solange sie konnten, an meiner Seite, stets sehr bemüht, mich nicht merken zu lassen, wie sie sich dabei verausgabten. Ich glaube, auch das ist internationales Radfahrerverhalten: Wenn sie dann spürten, dass sie sich unwiderruflich ihrem Leistungslimit näherten, brachten sie noch ein möglichst beiläufiges „Okay, Sir, ich glaube, ich muss dann jetzt weiter...“ hervor, setzten zu einem furiosen Endspurt an und ließen sich erst einen halben Kilometer später wieder sehen. Unter irgendeinem Baum. Mit hochrotem Gesicht. Inmitten einer dichten Wolke Dampf.

In Indien ist alles öffentlich. Die Leute dort nehmen in Besitz, was ihnen begegnet. Sie belegen es mit Beschlag. Hellwach und wie elektrisiert reagieren sie auf alles, was aus ihrem träge dahinfließenden Alltag hervorragt – so, als trage jeder von ihnen seine eigene kleine Bild-Zeitung im Bewusstsein, die alles Ungewöhnliche umgehend bewertet und in zentimeterhohe Überschriften weißbelt. Es wird also nicht nur wahrgenommen, sondern entweder mit enormer Begeisterung begrüßt oder ebenso nachdrücklich abgelehnt.

Bemerkenswert ist, dass ihre Wahrnehmung streng selektiert – und zwar nach Stand und Kaste. Wirkliche Resonanz ruft also nur etwas hervor, das einerseits engen Bezug zu

Äußerste Armut, nicht zu wissen, wo man abends schläft, woher die nächste Mahlzeit kommt – nur ein Aspekt des Lebens, wie es den Indern tagtäglich auf ihren Straßen begegnet.

Ist Armut aber schon ein Grund, das Lächeln zu verbannen?! Die Antwort lautet: definitiv nein!

den realen Lebensumständen der Menschen hat, sie aber in irgendeiner Form auch verzerrt. „Claudia Schiffer im Negligé auf dem Hamburger Fischmarkt“, wäre eine wunderbare Überschrift in der deutschen Bild-Zeitung. Die Inder hingegen erregten sich bei der Vorstellung: „Weißer bereist unser Land auf futuristischem Fahrrad“.

Vielleicht können Sie sich vorstellen, was auf besagtem Hamburger Fischmarkt los wäre, wollte Claudia Schiffer dort tatsächlich im Negligé erscheinen. Sollte dies geschehen, wäre jedoch dafür gesorgt, dass man ihr nicht zu nahe käme. Sie wäre geschützt. – Ich dagegen hatte keine Bodyguards, ich war zum Anfassen freigegeben.

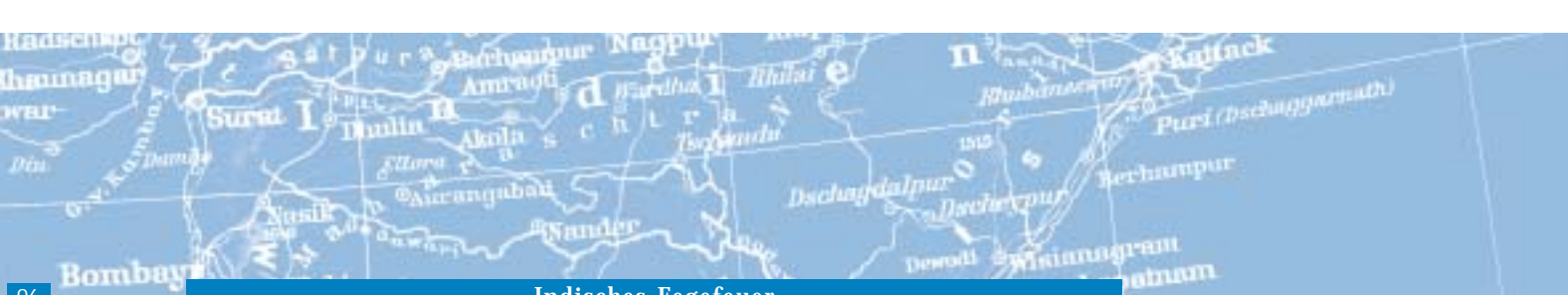
Das sah dann ungefähr so aus: Ich fahre durch irgendeine kleine indische Stadt, entdecke eines der vielen Restaurants neben

der Straße und beschließe, zwei, drei Rupien in eines jener formidablen vegetarischen Mittagessen zu investieren, die dort überall zu haben sind. Man behandelt mich voller Hochachtung, wie einen Politiker, wie einen bekannten Gelehrten. Mich, den Koch und Zuckerbäcker! Das Fahrrad darf ich mit in die Gaststube nehmen, manchmal sogar direkt bis an den Tisch.

So weit, so gut.

Dann aber dauert es keine drei Minuten, und der Raum beginnt sich zu füllen. Von überall her kommen die Neugierigen, und draußen auf der Straße geht es wohl um wie ein Lauffeuer: „Da sitzt er und isst – der mit dem futuristischen Fahrrad, der aus der Bild-Zeitung!“ Während die weiter hinten drängeln, um etwas mitzubekommen, rücken die Vorderen näher und näher zu mir heran. Am





Ende herrscht Tuchfühlung. Der Ober hat Mühe, mit dem bestellten Essen zu mir durchzukommen. Da sitzen sie und gaffen, kommentieren jede meiner Bewegungen, schauen mir zu, wie ich die Gabel zum Mund führe, wie ich kaue. Und schlucke.

50 Leute in einer winzigen indischen Gaststube! Und die Tatsache, dass ich mich an Papadam erfreue, den typischen Linsenwaffeln mit Minze und Tomaten, an einem opulenten Gewürzreis mit Safran, Kardamom und Rosinen, dass da eine gebackene Aubergine auf dem Tisch steht – mit Gemüse-Curry-Füllung! – ich glaube, das weiß bald die ganze Stadt.

Ja, und dann wollen sie natürlich wissen, wie ich spreche. Wie es sich anhört. Was ich zu

sagen habe. Denn das macht das Ganze ja noch viel exotischer! „Where are you from“, fragt der Erste, wo ich denn herkäme. Warum ich auf dem Fahrrad durch Indien führe und nicht in einem teuren Auto. Wie viel Geld ich hätte. Was in den Packtaschen ist. Wie teuer mein Fahrrad ist, und was die ganzen Hebel zu bedeuten hätten.

Es war wie im Zoo – nur dass ich mich fühlte wie die Insassen hinter den Gitterstäben! Ich war nicht vorbereitet auf das Getümmel, es überforderte mich, es machte mich krank. Was machst du hier, fragte ich mich. Bist du jetzt übergeschnappt, verrückt geworden, dass du dich von wildfremden Leuten beim Essen angaffen lässt? – Und schon verschwand ich wieder für ein paar Tage in einem Ashram, meditierte, fand zurück in meine innere Mitte. Was mir dann sehr half, war die simple Erkenntnis, dass ich mich diesem ganzen Zirkus ja freiwillig aussetzte. Kein Mensch zwang mich! Mit den Wochen und Monaten meiner Reise entwickelte ich indische Gelassenheit, indischen Gleichmut. Ich überantwortete mich dem trägen braunen Fluss des Lebens, nahm das Chaos um mich herum in Kauf, ohne mich von ihm fortreißen und in Panik versetzen zu lassen.

Wer wehe Zähne hat, braucht auch in Indien nicht zu verzweifeln. Da gibt es Zahnkliniken, und auch der Bastler findet alles, was er braucht, auf dem Basar – bis hin Zahnprothese „aus zweitem Mund“!



Ein klassischer Beruf ist der des Schlangen-Fakirs. Für ein paar Rupien strecken die armen Reptilien die Köpfe aus den Körben.

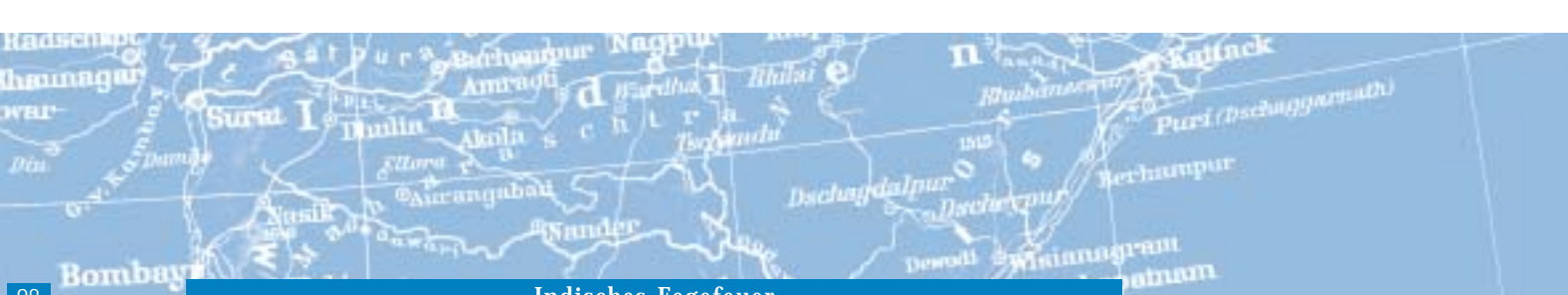
Die Menschen, das war mir klar, konnte ich nicht verändern. Vielmehr musste ich mich anpassen. Ich machte mir klar, was sie in mir sehen mussten: die Verkörperung der äußersten nur vorstellbaren Freiheit! Keine Kaste, keine Abhängigkeit, keine Familie, kein Job, der die Lebenszeit regiert, offensichtlich auch keinerlei Probleme mit den Finanzen! Stattdessen reisen, fremde Länder und Menschen erfahren, ganz dem eigenen Antrieb folgen. Auf eine gewisse Weise war ich für sie wohl ein Guru.

Ja, und irgendwann begann ich dann, den Tiger zu reiten. Ich stellte mich ein auf die Leute, ich bediente ihre Träume. Ich löste mich von meinen so typisch europäischen Ängsten, man werde mich bestehlen, mich überfallen, ausrauben, mich mutterseelenallein und bargeldlos dem Schicksal überantworten. Ich wurde zum Inder und setzte mich frech an die Spitze des Spektakels. Ich vermietete mein Fahrrad!

Wichtigstes Accessoire für dieses revolutionäre neue Business war ein selbstgemachtes Schild: „Fahrrad mit Gangschaltung zu vermieten“. Mehr brauchte es nicht. Sobald ich mich morgens aus meinem Verschlag herausgepellt hatte, suchte ich einen einigermaßen offenen Platz, zog mit einem Stock einen großen Kreis und stellte das Schild neben mein Fahrrad. Das war schon alles an „Angebot“, der Rest war Nachfrage.

Die Sache war ein Selbstläufer. Eine Rupie kassierte ich, den Gegenwert einer indischen Cola. Das konnte sich der durchschnittliche Inder leisten. Zwei Runden innerhalb des Kreises durfte er dafür drehen, und als besonderer Clou galt, dass meine Packtaschen dabei „an Bord“ blieben!

Der Zulauf war überwältigend. Kein charismatischer Wunderheiler hätte mehr Kundenschaft in seinen Bann ziehen können. In Scharen standen die Inder um meinen Kreis



herum, kommentierten die Versuche ihrer Landsleute, mit der rasselnden Schaltung klarzukommen, fingen sie auf, wenn sie nicht rechtzeitig die Kurve kriegten, lachten sie aus, wenn ihnen die Kette absprang und sie ins Leere traten. Ein herrlicher Spaß für alle.

Nach rund zwei Stunden packte ich mein Schild ein, bestieg mein Bike und radelte meiner Wege. In dieser Zeit hatten sich erstaunlicherweise stets zwischen 40 und 50 Rupien in meinen Taschen angesammelt, was damals in etwa zwei Dollar entsprach. Das reichte bequem zum Leben.

Ich gebe ja zu, zu Anfang hatte ich mein Fahrrad an einer Schnur festgebunden, während die kühnen Inder ihre Runden drehten. Dann wurde ich gefragt: „Warum die Schnur?“ Ich erwiderte, ich hätte Angst, dass mir sonst jemand auf und davonfährt. Das provozierte ein entrüstetes „oh no, no-no-

no-no“. „No-no-no, wir sind doch keine Diebe – wir wollen nur dein Fahrrad ausprobieren!“ – Da ließ ich die Schnur eben weg. Jeder, der es versucht hätte, wäre nach 500 Metern brutalst gestoppt und wahrscheinlich niedergemetzelt worden, war ich mir sicher. Hier stand die indische Ehre auf dem Spiel – und wer weiß, was noch alles, wenn ich an das eherne Gesetz des Karmas denke, nach dem jede Tat ihren gebührenden Ausgleich nach sich zieht, gleich ob noch in diesem oder eben im nächsten Leben...

Jedenfalls stellte ich fest: Es macht Spaß, den Tiger zu reiten! Es macht frei! Nicht allein hatte ich auf einmal eine überaus bequeme Einnahmequelle, viel wichtiger war: Ich hatte losgelassen! Meine Panik war verschwunden, und ich hatte meinen Platz im indischen Getümmel gefunden. Ich und mein Fahrrad – wir waren Teil des allgemeinen Show-Bizz auf den Straßen geworden!

Fahrräder haben in Asien oft sehr vielseitige Aufgaben als Transportmittel für... alles!



Dieses Bike zum Beispiel ist im wahren Wortsinn „cool“!

Die Inder haben unendlich viel Zeit; sie stellen sich vier Stunden lang an, nur um eine Kinokarte zu ergattern. Da wird enthusiastisch alles begrüßt, was die Sinne berührt und die Aufmerksamkeit fesselt. Man wollte eine Sensation, und ich lieferte sie – für eine kleine Rupie. Und ich glaube, auch ich schaute in dieser Zeit zum ersten Mal richtig hin. Mir wurde klar, wie die Leute dort leben, was sie interessiert und fasziniert. Mit wie wenig sie leben, leben müssen. Wie wenig sie daher auch brauchen! Da waren viele, deren einziger Besitz das zerschlissene Tuch war, das sie um ihren hageren Körper trugen. Sie wussten morgens nicht, woher die Mahlzeit kommt und ob sie abends einen Platz zum Schlafen fänden. Hatten diese Menschen Angst? Ich konnte keine feststellen. Sie waren Teil des großen Stroms, und irgendwie trieben sie mit ihm dem großen Meer der Einheit entgegen, das für sie das Nirwana war, jener Zustand, in dem sich alle Gegensätze auflösen.

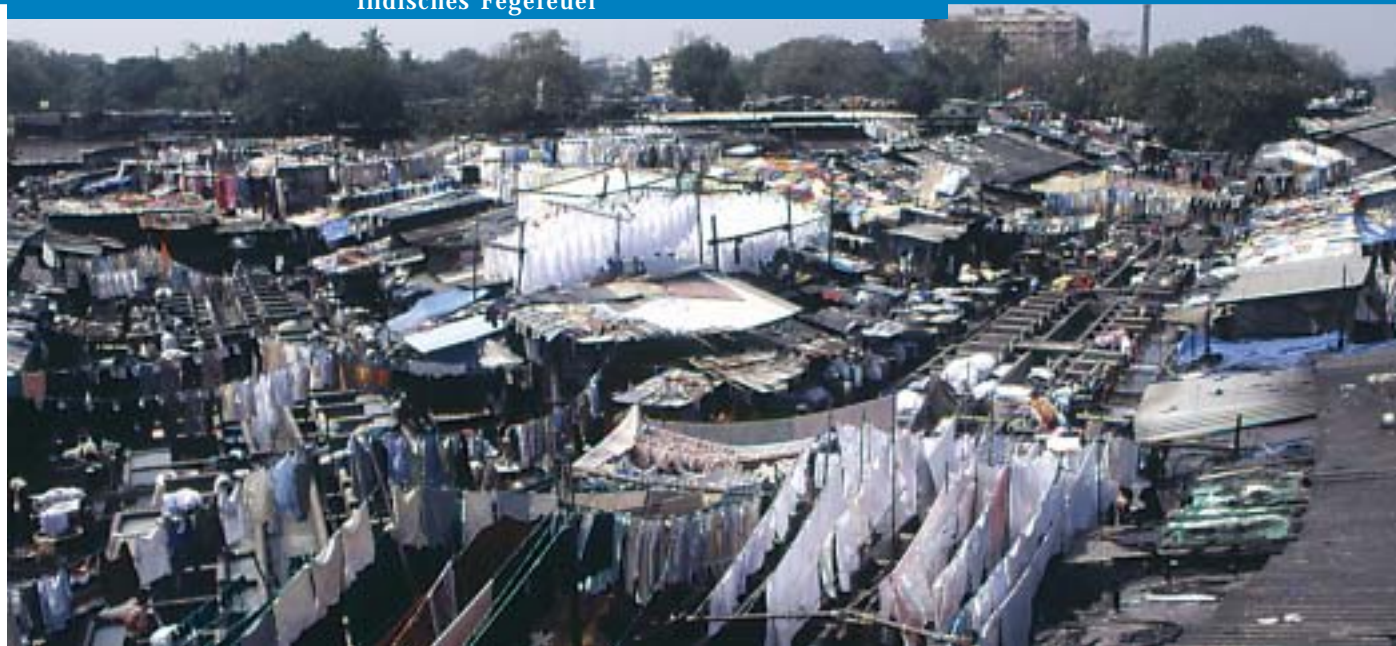
Wer das erfährt, wer so weit hinspürt, dieses große Geheimnis des indischen Subkontinents auch in seinem Herzen zu erfassen,

dem ist das bisschen an Besitz, das in die vier Packtaschen eines Fahrrads passt, plötzlich auch nicht mehr so wichtig. So jedenfalls erging es mir. Und siehe da: Auf einmal entpuppte sich auch der so schmerzhafteste, nervenaufreibende Prozess, sich mit der indischen Wirklichkeit erst abzufinden und dann anzufreunden, als Teil meines spirituellen Weges. Ich hatte erkannt, dass allein ich zu entscheiden hatte, ob mir etwas wichtig zu sein hätte oder nicht. Solange ich dem Inhalt meiner Packtaschen diese enorme Bedeutung beimaß, beherrschte er mein Denken und Fühlen. Ich lebte konstant in Angst. Als ich dann anfang zu vertrauen, verlor ich diese Ängste, ohne dass je eingetreten wäre, was ich so gefürchtet hatte.

Ist es nicht wunderbar, auf welchen verschlungenen Wegen man zur Erkenntnis geleitet wird?!

Doch hinter der Erkenntnis liegt die Erkenntnis – und inzwischen glaube ich, das setzt sich immer und immer weiter so fort. Kaum hatte ich verinnerlicht, dass ich in





diesem Land nun leben könnte – leben wie ein Inder – da wurde mir auch klar, dass ich genau dies nicht tun sollte! Wie soll ich das erklären? Vielleicht kann die Musik ein Beispiel sein: indische Musik mit Tablas und einer Sitar, jenem erhabenen Instrument, das im Wesentlichen aus 20 Saiten und einem großen Kürbis als Klangkörper besteht.

Meister wie der auch im Westen bekannte Ravi Shankar improvisieren ihre Musik, wobei sie sich an vielschichtig miteinander verwobene Melodien halten, an wiederkehrende rhythmische Elemente und natürlich an ihre hochentwickelte Intuition. Ein klassisches Sitarstück, eine Raga, kann etwa den Anbruch des Tages nachzeichnen – vom weichen, verträumten melodischen Part über die Ankunft der Farben



in der Welt bis hin zum mehr oder weniger dramatisch erlebten Sonnenaufgang. Die Tiere und Menschen erwachen, nehmen ihre Beschäftigungen auf, und all die Zeit begleitet sie das Licht als gemeinsamer Nenner des Lebens. So ähnlich erfährt man auch den Alltag. Das aufgeregt Dynamische, das heftig Fordernde, teils schon Hysterische – das hatte ich zur Genüge kennengelernt. Aber seine Basis – in der Musik wie auch im wirklichen indischen Leben – waren die schwingenden Resonanzen, das Dunkle, Tiefe, Schwebende. Und ich war jetzt bereit, festzustellen, dass dies das eigentlich Machtvolle ist, das einen umfängt und kaum mehr freigibt – wiederum in der Musik wie auch im Leben.

Eine Sitar verfügt, wie gesagt, über 20 Saiten. Doch nur maximal drei davon werden gespielt! Die übrigen 17, allesamt feinstens gestimmt, weben das Universum des Klangs, der die Seele ins Schweben und das Bewusstsein zum Abheben bringt. Es sind die subtilen Veränderungen in der Schwingung – initiiert und ausgeführt auf der Ebene ungezählter Obertöne – die die eigentlichen Botschaften Indiens überbringen. Und es ist überaus leicht, sich ihnen anzuvertrauen. Man gleitet unmerklich davon, umhüllt und beschützt von der vibrierenden, in allen Klangfarben changierenden, der alles überlagernden erhabenen Frequenz. Irgendwann ist man die 21. Saite der Sitar.

Auf diesem riesigen Areal in Mumbai, dem früheren Bombay, wird nur Wäsche gewaschen! Waschmaschinen aber sind hier unbekannt.

Albtraum für Eon, Vattenfall und Co.: Wer in Indien Strom braucht, der holt ihn sich einfach!

Oder einer von rund 800 Millionen Indern, die den Subkontinent Ende der 70er-Jahre bevölkerten.

Freilich ist's dann vorbei mit dem Tigerreiten, dem Freisein, dem Spaß am Abenteuer. Das hat man dann weitgehend hinter sich. Vielmehr verbringt man sein Leben im Brausen der Frequenz, mag man es nun als Mantra erfahren oder als die Verwirklichung äußersten Gleichmuts. Ich hatte Leute aus dem Abendland getroffen, die sich und ihre Kultur, ihre Erziehung und all ihre Pläne fahren lie-

Was aber gibt es sonst für Möglichkeiten, um als Abendländer in Indien zu leben?

Nun, man braucht Geld dazu, schlicht Geld. Mit harter Münze schafft man sich eine wunderbar bequeme Parallelwelt, in der man allen Luxus genießt und über dessen Kehrseiten man ebenso arrogant wie nonchalant hinwegsieht. Dieses Geld hat man entweder, oder man verdient es sich, indem man es auf irgendeine Weise aus dem Land „erlöst“, um es behutsam auszudrücken. Oder weniger behutsam: Eine Menge gleichmütiger Hungerleider sorgt mit ihrer Arbeit dafür, dass ein

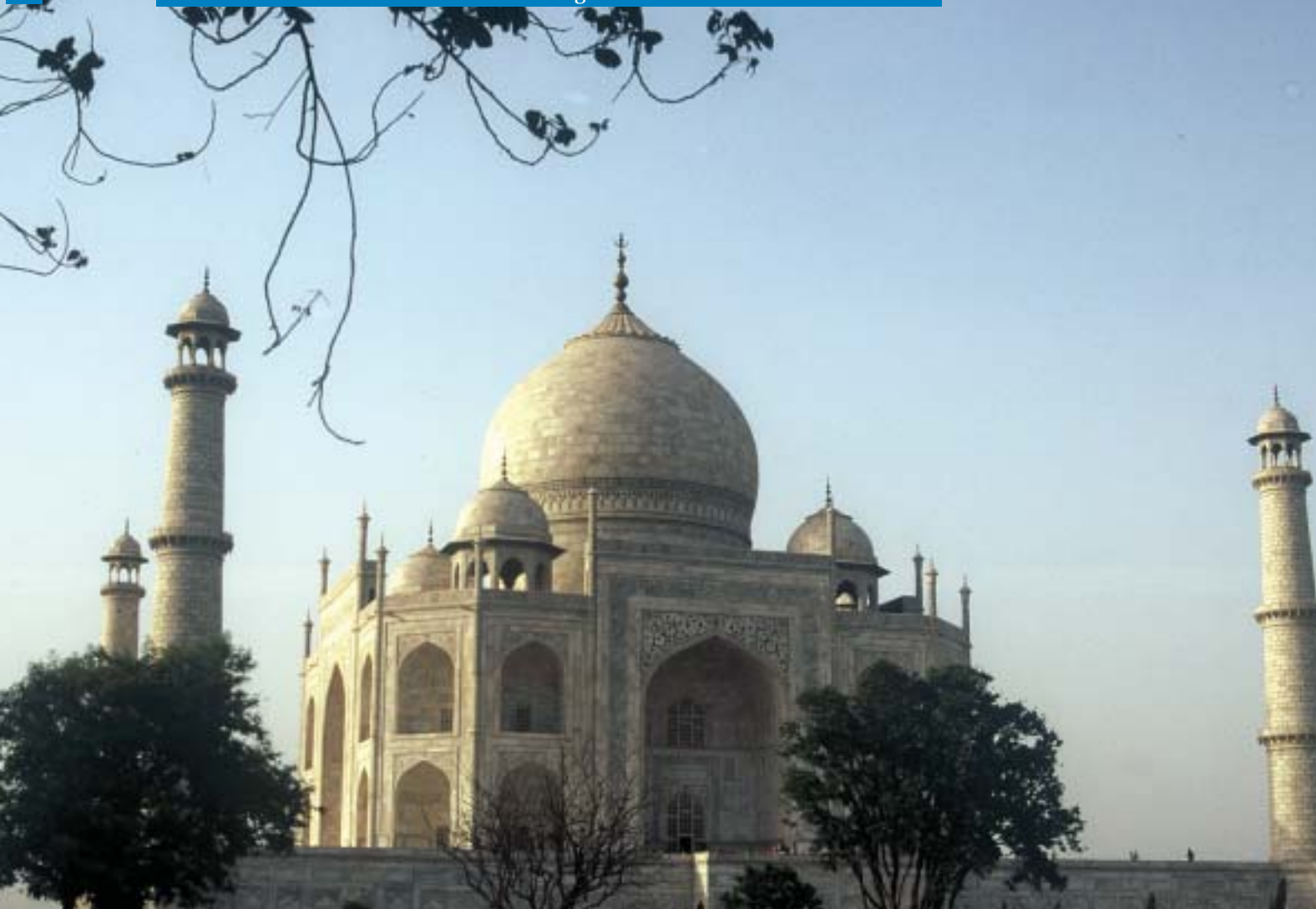


Ben, um zu leben wie ein Inder. Bitterarm und ohne Perspektive, trotzdem als Fremde nie völlig integriert und so wahrscheinlich einer der unzähligen Illusionen folgend, mit denen der Buddhismus die Tendenz zur Anhaftung ans Äußerliche beschreibt: Maya. Doch das war nicht mein Weg. Eindeutig nicht mein Weg. Ich wollte schon noch ein paar Illusionen enttarnen in meinem Leben! Viel zu neugierig war ich, um künftig alles dem Autopiloten zu überlassen.

weißer Sahib sein koloniales Leben stillvoll lebt.

Es gibt Menschen, die stört so etwas nicht. Sie bevölkern die weißen Villen und Teapartys, sie spielen Polo und verbringen die Monsumzeit ganz selbstverständlich in Gebieten mit angenehmerem Klima. Ein Koch und Konditor aber passt nicht in solche Kreise und ein enthusiastischer Radfahrer erst recht nicht.





Das Grabmal der zu früh verstorbenen Fürstin ist ein Publikumsmagnet. Wer es besucht, der zeigt sich tief beeindruckt.

Einmal mehr spielte das Geld die Rolle eines Katalysators in meinem Leben. Wieder einmal war es weitgehend verbraucht, und ich musste eine Entscheidung fällen. Zurück nach Australien, um dort für eine Weile Koch zu sein? Nun, dazu hatte ich eine zu hohe Dosis Indien abbekommen – in diese gepflegte, sortierte, absolut langweilige westliche Welt passte ich derzeit partout nicht. Also als Fahrradverleiher in Indien bleiben? – Nein, da traute ich mir selbst zu wenig. Zu groß schien mir das Risiko, als Extra-Saite an der Sitar zu enden. So wählte ich die dritte Möglichkeit, meinen Weg des Herzens: weiter radfahren, mehr von der Welt sehen, aufbrechen in Richtung Europa!

Wie aber nur die Reisekasse auffüllen? In Indien als Koch zu arbeiten, hätte wohl kaum dazu beigetragen, denn Geld war dort defini-

tiv nicht zu verdienen. Also schickte ich eines schönen Tages meinem Bruder Dankwart einen Brief, der bei ihm schwere Turbulenzen ausgelöst haben dürfte. Ich bat ihn, meine Lebensversicherung, zu deren Abschluss er mich gedrängt hatte, aufzulösen und das Geld nach Indien zu überweisen. Dankwart war ja Versicherungsagent, und er lebte in einer Welt, in der die Risiken schon aus Prinzip abgesichert zu werden hatten. Zeitlebens hat er nicht nachvollziehen können, dass ich ein solches Vagabundenleben führte. „Mein Gott, was da alles passieren kann“, schauderte es ihn schon bei der Vorstellung. Und das noch ohne Lebensversicherung?! Der Schritt muss schwer für ihn gewesen sein, aber er erfüllte meine Bitte.

Fast hätte ich das Geld – immerhin rund 9.000 Mark – dann nie bekommen. Einer

Die vielleicht schönste Kulisse Indiens – das Taj Mahal im Morgenlicht.



meiner verehrten Swamis, in dessen Ashram ich mich damals gerade aufhielt, versicherte mir nämlich überzeugend, dass es für Ausländer ohne festen Wohnsitz geradezu unmöglich sei, in einer indischen Bank ein Konto zu eröffnen. Da er aber meine missliche Lage verstehe, sei er bereit zu helfen: Mein Bruder könne das Geld ja auf sein Konto überweisen.

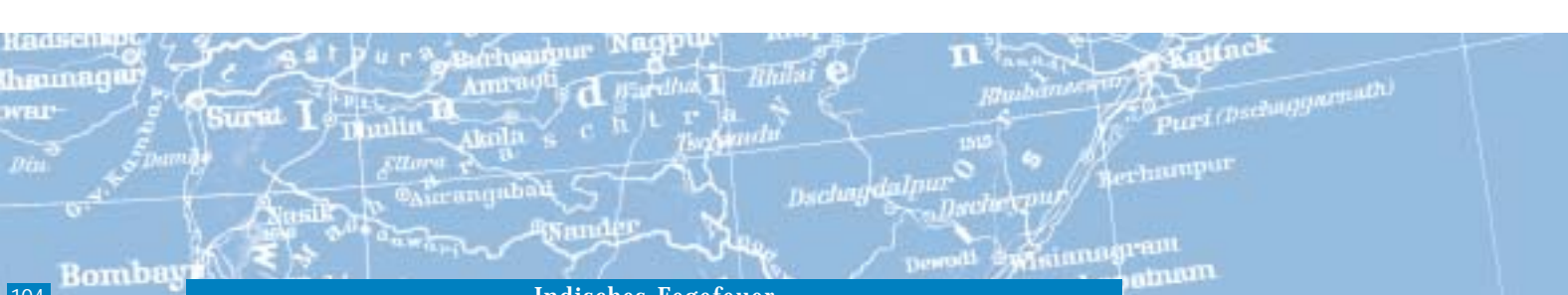
Sagt, getan. Die Bankformalitäten in Deutschland wurden einwandfrei ausgeführt, wie die spätere Rückfrage ergab, nur bei der Bank meines Gurus wollte und wollte man offenbar keinen Eingang verbuchen. Wochenlang verzögerte sich das Ganze! Immer wieder fragte ich meinen Swami, ob er mein Geld denn nun erhalten habe, und immer wieder erhielt ich zur Antwort, nein, es sei noch nicht angekommen. Schließlich begann ich ernsthaft Verdacht zu schöpfen. War es denn möglich, dass dieser so spirituelle Mensch, mein Lehrer und Vorbild, dass

dieses vergeistigte Wesen sich in einem unwiderstehlichen Anflug menschlicher Gier meine Lebensversicherung unter den Nagel gerissen hatte?!

Es war eine Vertrauenskrise. Als ich die hinter mir hatte, wurde ich massiv. Und als ich drohte, ich würde die Behörden einschalten, würde publik machen, wie er bei sich bietender Gelegenheit seine Schüler ausplünderte – da dauerte es noch zwei, drei Tage, bis mein Geld auf wundersame Weise schließlich doch erschien. Hurra. Die Reisekasse war wieder gefüllt, freilich um den Preis des naiven Glaubens an das rückhaltlos Gute in der indischen Guru-Szene.

Ich hatte mein Fahrrad von Sri Lanka, wo ich vier Monate im Tempel meines verehrten Swami Punaji verbracht hatte, Richtung Norden gesteuert, mitten hinein in die farbenprächtige, quirlige Provinz Bangalore-Mysore. Von dort wandte ich mich west-





wärts, pausierte zwei Wochen am herrlichen Strand von Goa und erfreute mich an den illustren und abenteuerlichen Figuren, die das Abendland in einer Laune hier an Land gespült hatte. So viele Geschichten! So viele Schwebungen und Wahrnehmungen, so viel zu lernen! Doch keinerlei Anhaftungen. Keine losen Enden. Nichts, das mich aus meiner Position des freundlich Schauenden hätte herausreißen und involvieren können.

Ja, in gewissem Sinne absolvierte ich trotz allem so etwas wie eine Pilgertour, denn die Strecke orientierte sich an den wunderschönen indischen Tempelanlagen – von Tiruvannamalai über Madurai und Kajoraho mit seinen erotischen Darstellungen bis hin zum majestätischen Taj Mahal. Zugleich aber war es auch, fast unmerklich zunächst, ein Abschied. Während ich noch „auftanke“ und all das vertiefte, was ich über indische Spiritualität hatte erfahren dürfen, wurde ich, mit jedem Kilometer mehr, vom Adepten zum

Beobachter. Denn mein Entschluss war gefasst: Ich würde dieses wunderbare Land bald verlassen. Und wie eine Raumsonde die Anziehungskraft der Planeten nutzt, um neue Energie für ihre Reise zu den fernen Zielen zu erhalten, so lud ich mich mit dem Wertvollsten Indiens auf, um mich für meine künftigen Abenteuer zu wappnen.

Rückblickend wird mir klar, dass meine Aufgabe seinerzeit darin bestand, noch ein paar Runden radzufahren, um so Erfahrungen zu sammeln, die mir auf einem rein spirituellen Weg wohl verwehrt geblieben wären. Und es kommt mir so vor, als gelte dies sinnbildlich für meine ganze Generation: Wie so viele durfte ich ein paar herrlich unbeschwerte Jahre lang mit sehr lichten, hohen Energien umgehen, bevor die Brandung der Zeit wieder über unseren Köpfen zusammenschlug, uns Stress und Terror brachte, Prüfungen aller Art – und fast verzweifelt schöne Erinnerungen an jene nahezu perfekten Tage.



Ein riesiger Tempel, ganz geweiht der Sinnenlust. In aller Deutlichkeit wird auf den Reliefs des Kajoraho-Heiligtums Erotik dargestellt.

Es war wie ein Ausblick in eine bessere Zeit, das leise geflüsterte Versprechen, man könne sich seine Rückkehr verdienen, indem man sein Leben der Achtsamkeit widmete, der Entwicklung und Reifung wahrer menschlicher Qualitäten.

Ich bin sicher, das alles ist kein Zufall. Es ist kein Zufall, dass ich diese Sätze hier aufschreibe und Sie sie lesen. Genauso wenig ist es Zufall, wenn einen das neue Jahr bereits im Januar gelegentlich mit einem wunderschönen Tag begrüßt – gleichsam als Versprechen aufs nahende Frühjahr. Und ich bin sicher, in bereits absehbarer Zeit werden auch wir ein „Frühjahr“ erleben, wie wir es uns in unseren kühnsten Träumen schöner nicht ausmalen können ...

Weiter.

Poona, die Stadt der geschäftstüchtigen Gurus. Und, um Gottes willen: Bombay, das heutige Mumbai, die vielleicht reichste und zugleich ärmste Stadt Indiens. Millionen, die buchstäblich auf der Straße leben, sich morgens aus den geheimen Ritzen einer Mauer zum Teil piekfeine Kleidung herausziehen, um zu irgendetwas Jobs aufzubrechen. In dieser Stadt scheint alles möglich – von extensiver, auswegloser Kinderarbeit bis hin zur märchenhaft reichen Traumfabrik „Bollywood“, die dort inzwischen blüht wie eine große phantastische Pflanze.

Richtung Norden, Richtung Himalaya, auf glühendheißen smog-vergifteten Straßen, wo der



Asphalt Wellen schlägt und Fahrzeug an Fahrzeug dicht an dicht knattert, stinkt und drängelt. Ich mittendrin – und plötzlich trifft mich der Schlag! Kopfüber rausche ich samt Rad in den Graben, wie durch ein Wunder geht nichts zu Bruch. Ich weiß nicht einmal genau, was passiert ist: Irgendetwas hat mich mit voller Wucht von hinten getroffen. Ein Tritt, Teil der Ladung eines vorbeifahrenden Autos – ich weiß es nicht. Mühsam rappelle ich mich auf, der Rücken tut höllisch weh. Und der Oberschenkel blutet. Trotzdem schaue ich zuerst nach, ob womöglich dem Randonneur ein Rohr gekrümmt wurde, was zum Glück nicht der Fall ist. Jemand hält an, bringt Tee, redet freundlich auf mich ein. Nach einer Stunde schwinde ich mich wieder auf den Sattel, aber der Ritt wird zur Tortur.

Nachmittags suche ich einen Arzt auf – und treffe auf Dr. Parmar. Er verbindet mich nicht nur, er lädt mich gleich ein zu sich und seiner Familie! An die Rekonvaleszenz schließt sich ein kleiner Urlaub an, das Verhältnis zu diesen lieben Leuten ist unglaublich herzlich. Ich bleibe zwölf glückliche Tage, doch auch hier erlaube ich mir keine Anhaftung. Wie hatte der weise Ayardeva gesagt: „Wenn Begegnung dich froh macht, warum erfreut dich Trennung nicht?“

Mein Gott, wie dicht die Erinnerungen an meine 18 Monate Indien sind! Die Wüste Thar mit ihren sandtrockenen Etappen, und plötzlich liegt da ein Inder, direkt neben einem großen Tongefäß voll herrlichem Wasser. Ehrlich, zunächst ist mir egal, was

Der „Palast der Winde“ in Jaipur ist letztlich nur eine Kulisse aus rotem Sandstein. Verborgen in den Nischen des Gemäuers konnten die hohen Damen der Region am öffentlichen Leben teilnehmen, ohne sich selbst fremden Blicken auszusetzen. Denn das wäre unschicklich gewesen.



mit diesem Menschen los ist, da vor mir im Staub. Zuerst trinken! Und während ich das köstliche Geschenk aus seinem Tonkrug schöpfe, empfangen mich aus dem Gesicht des Mannes ein Lächeln, als risse der Himmel auf und alle göttlichen Energien strömten meine Wirbelsäule auf und ab! Unglaublich, dieser Weise erfreut sich daran, mir zu einem kühlen Trunk verholfen zu haben! Das ist sein Lohn – doch sein Geschenk an mich geht so unendlich weit über den Wert dieses Schlucks Wasser hinaus...

Oder jene Tage, in denen ich meinen ersten Malariaschub durchlitt. Ich wusste zunächst gar nicht, was in mich gefahren war, glaubte

an eine normale fiebrige Grippe. Doch dann stieg das Thermometer auf über 40 Grad, und meine Kräfte verließen mich, als hätte jemand den Stöpsel aus einer Badewanne gezogen. Ich war im Delirium, war hilflos, wäre vielleicht sogar gestorben. Mein Schicksal aber ließ es nicht zu. Es schickte mir einen Sanyassin aus Holland, der in der Herberge neben mir logierte und sich meiner annahm. Er sorgte dafür, dass die Malaria diagnostiziert wurde und ich das richtige Medikament bekam.

Drei Tage und Nächte verbrachte er an meinem Bett, sah zu, dass ich den immensen Flüssigkeitsverlust durch Trinken kompen-



sierte. Immer wieder meldete sich die Krankheit in Schüben von Hitze und Kälte. Immer wieder war mein Bett nassgeschwitzt, dass man das Laken hätte auswringen können.

Ramdas Ash, so nannte sich mein Retter nach seiner Laufbahn durch verschiedene Ashrams, aber war stets zur Stelle mit seiner unaufdringlichen Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Er erinnerte mich an einige der buddhistischen Mönche, die ich getroffen hatte. Sie hatten es geschafft, die großen emotionalen Höhen und Tiefen, denen sich die meisten Menschen ausgesetzt sehen, zu egalisieren und lebten nun in einer Art lichtvollem Gleichmut. Diese Präsenz und Ausgeglichenheit! Mein Freund, so viel erinnere ich, stellte seine eigenen Pläne zurück, um mich zu pflegen. Und nach drei Tagen, in denen ich von allein nicht einmal hatte aufstehen können, kehrte das Leben zurück in meinen Körper.

Über einen der vielen Swamis lernte ich später Ma Taljerkhan kennen, eine Freundin von Indira Gandhi, der damaligen indischen Ministerpräsidentin. Sie entstammte einer der reichsten Familien Indiens und war eine überaus kultivierte ältere Dame, die sich gern mit europäischem Besuch umgab. Für einige Wochen lebte ich in ihrem liebevoll eingerichteten großen Haus, das sie nur „meinen Ashram“ nannte. Ich revanchierte mich für Kost und Logis, indem ich im Garten aushalf. Als ich sie verließ, meinte sie, wenn ich durch die Hauptstadt Delhi käme, müsste ich unbedingt auch „bei Indira“ vorbeischauchen, sie gäbe jede Woche zur festgesetzten Zeit Audienzen.

Das ließ ich mir nicht nehmen. Den Wachen präsentierte ich ein Empfehlungsschreiben und wurde daraufhin in einen Innenhof geführt, wo schon andere warteten. Nach einiger Zeit tat sich eine Tür auf, und Indira Gandhi erschien. Mit einfachen Worten und ganz ohne Aufhebens wandte sie sich jedem zu, beredete in leisem Ton, was zu bereden war, und verabschiedete sich dann freundlich. Ich beobachtete das Geschehen nur und nahm alle Details in mich auf. Als sie zu mir kam, sagte ich, dass ich keinerlei Probleme hätte, deretwegen ich ihre Hilfe benötigte.

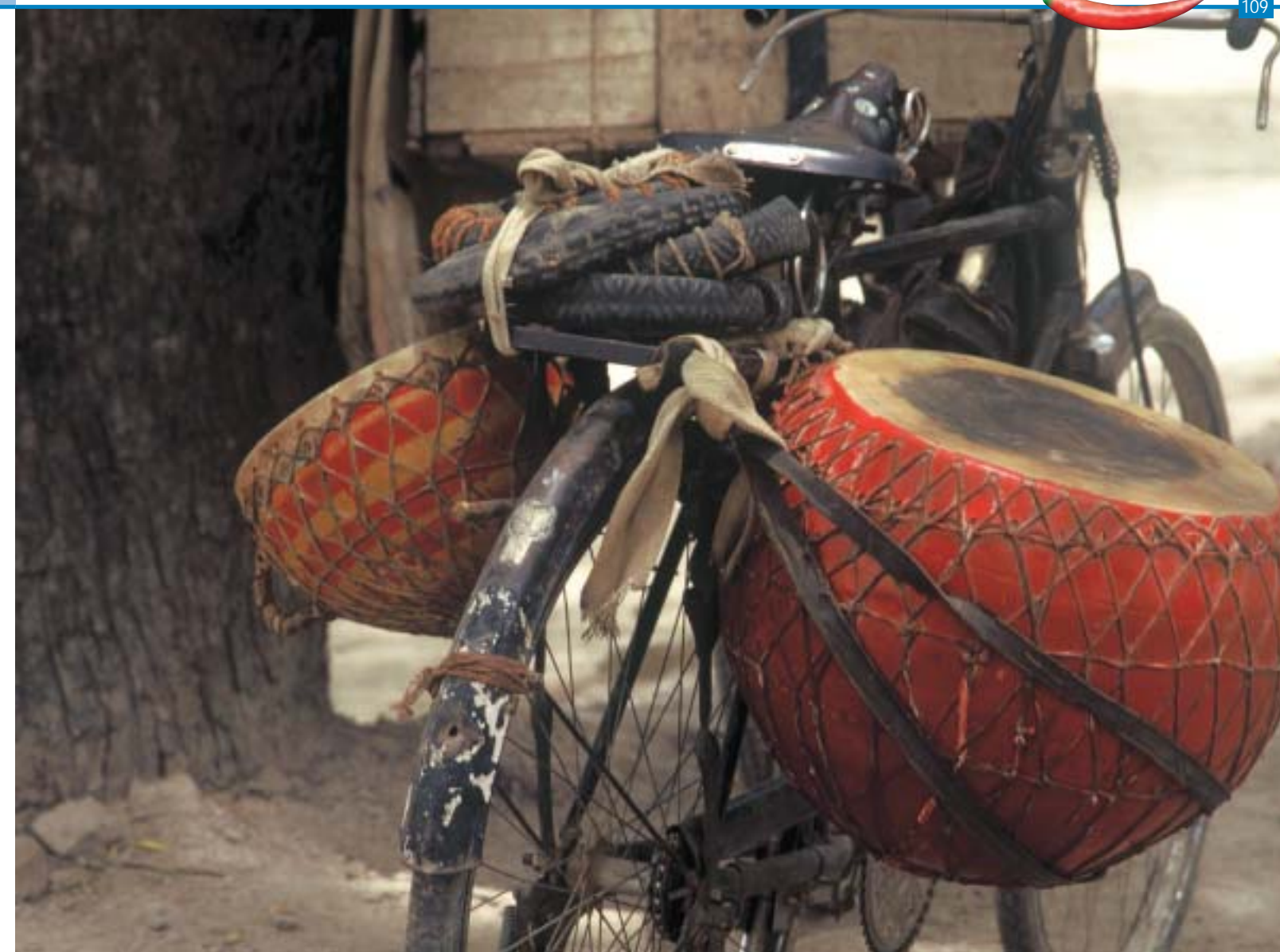
Stattdessen überbrachte ich die Grüße ihrer Freundin. Mit einem Lächeln verabschiedeten wir uns.

Oder jener Swami Rashnesh Kumar, der mich in kleinem Kreis zum Satsang einlud; Satsang, das sind Lehrstunden, Gespräche über spirituelle Themen. Wir saßen also zu dritt oder viert im goldenen Licht der untergehenden Sonne auf dem Dach des Ashrams, und auf einmal wandte sich das Gespräch Bhagavan Sri Sathya Sai Baba zu. Sai Baba ist sicherlich der bekannteste Swami Indiens. Zigtausende pilgern noch heute zu ihm, darunter hochrangige Politiker und Wirtschaftsmagnaten. Um die Mengen der Besucher zu bewältigen, legte man vor ein paar Jahren sogar einen Flughafen in Puttaparthi an. Der wird aber nur angefliegen, wenn Sai Baba sich in der ehemals so kleinen Gemeinde in der Nähe von Bangalore aufhält. Inzwischen wurde, finanziert aus Spenden, auch ein hochmodernes Klinikum neben dem Ashram errichtet. In diesem Krankenhaus werden Bedürftige gratis behandelt, je nach Erfolgsaussichten eher mit westlicher oder östlicher Medizin.

„Swami“, meinte einer aus unserer Runde, „ich habe gehört, dass Sai Baba aus dem Nichts heraus Dinge materialisieren kann, zum Beispiel goldene Ringe oder Uhren für seine Anhänger. Wenn er morgens durch die Reihen der Besucher schreitet, reibt er mit seinen Fingern die Handflächen, und man sagt, dann riesele wohlriechende Asche aus seinen Händen. Was ist deine Meinung zu solchen Phänomenen?“

Unser Swami, ein ausgesprochen gut aussehender Inder, schlank, hochgewachsen, mit langem kräftigem Haar, zeigte sich kaum beeindruckt. Das sei nichts wirklich Außergewöhnliches, meinte er. Das könne er auch. – „Bitte, dann zeig' es uns“, kam unsere Bitte wie aus einem Mund.

Daraufhin stand Rashnesh Kumar auf, hob den Kopf leicht an und tat drei tiefe Atemzüge, um sich in eine besondere Energie einzuschwingen. Dann stellte er die Arme leicht aus, begann mit seinen Fingerkuppen in den



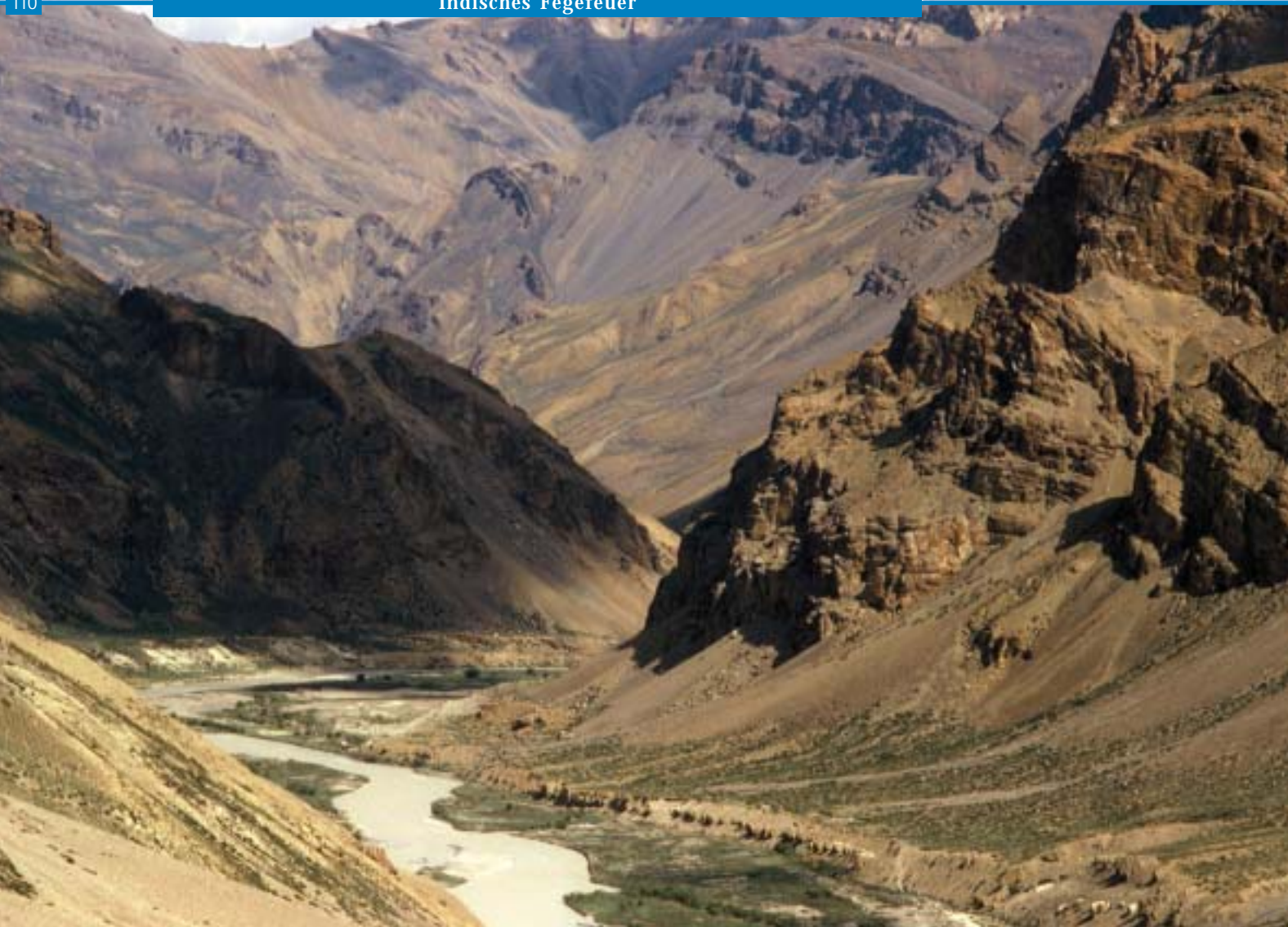
Dieses Fahrrad bietet reichlich Bässe. Die Musik muss man allerdings selbst machen.

Handflächen zu reiben – und schon bald rieselte daraus etwas hervor und schwebte wie leichter Mehlstaub zu Boden!

Ich konnte es nicht glauben. Er trug ein ärmelloses Gewand, hatte das Zeug also kaum verstecken können. Dennoch, es musste doch einen Trick geben! Ich forderte ihn also auf, er solle mir zeigen, was er da in der Hand habe. Daraufhin streckte er mir offen seine beiden Handflächen entgegen, und die sahen ganz komisch aus, irgendwie geschwollen – von innen geschwollen. Und während ich schaute, ging plötzlich ein Zittern durch meinen Körper, ein ganz eigenartiges Gefühl: etwas Zusammenziehendes wie Angst, gemischt mit grenzenloser Überraschung –

und dann auch wieder keine Angst. Ich bebte. Ich war fassungslos und setzte mich hin. Für einen kurzen Moment war ich nicht bei mir, war nicht der Tilmann, den ich kenne. Es fühlte sich an, als sei ich komplett in der Gewalt dieses Swami, was starke Widerstände in mir auslöste. Zugleich aber wusste ich, dass er bei seiner Demonstration keinerlei Hintergedanken gehabt hatte. Hatte er uns hypnotisiert?! Nein, schoss es mir durch den Kopf, zweimal hatte ich ja bereits versucht, mich hypnotisieren zu lassen, und beide Male hatte es sich als undurchführbar erwiesen. Offenbar war ich resistent gegen solche Methoden.

Ich konnte mir das Erlebte nicht erklären, und das machte es nicht einfacher für mich.



Bis auf rund 4.000 Meter Höhe führt der Rohtang-Pass. Sein Name bedeutet, wörtlich übersetzt, „Stapel von Leichen“ und bezieht sich darauf, dass es in großer Höhe immer wieder zu raschen Wetteränderungen und Temperaturstürzen kommt. Offenbar war seine Überquerung früher alles andere als ungefährlich.

Ich liebe es nicht, aus meiner Spur gehoben zu werden – so wie viele Tiere es nicht mögen, wenn man sie hochhebt und sie keinen Kontakt mehr zum Boden haben. Ich bin ein Individuum, und das, bitte schön, möchte ich auch bleiben. – Jedenfalls war mir Swami Rashesh Kumar von da ab leicht unheimlich. Ja, und wenn ich mir seine Frau anschaute... Ich habe sie in seiner Gegenwart nie sprechen hören. Vielmehr saß sie nur mit in der Runde und hielt die Augen geschlossen wie in tiefer Meditation oder Trance. Ist das normal?! Oder hat er auch da mit Tricks gearbeitet?

Schnell wurde auch diese Episode kleiner in meinem imaginären „Rückspiegel“, während ich mich nun den Bergen näherte. Ich wollte den Himalaya erfahren, bevor ich über

Pakistan nach Westen abog. Ich wollte mich mit den Bergriesen messen, mir beweisen, dass es mir möglich wäre, die höchsten Pässe der Welt mit dem Fahrrad zu bezwingen.

Ladakh war seinerzeit noch nicht zugänglich für Besucher, was meine Routenplanung etwas einschränkte. Trotzdem war es ein Erlebnis, aus der dampfenden Ebene des Punjab allmählich aufzusteigen in höhere Regionen. Die Luftfeuchtigkeit ließ nach, die teils unerträgliche Hitze wich angenehmeren Temperaturen. Das Land war nicht mehr gar so dicht besiedelt, die Menschen gaben sich ruhiger – und mit zunehmender Höhe wandelte sich alles, von der Vegetation über das Klima bis hin zur Sprache und Ausstrahlung der Bewohner, die dort mehrheitlich dem buddhistischen Glauben angehören.

Die braunen Wassermassen haben tiefe Furchen in die Landschaft gefressen. Es sind die extremen Witterungs- und „Straßen“-Bedingungen, die Touren in Ladakh so abenteuerlich machen.



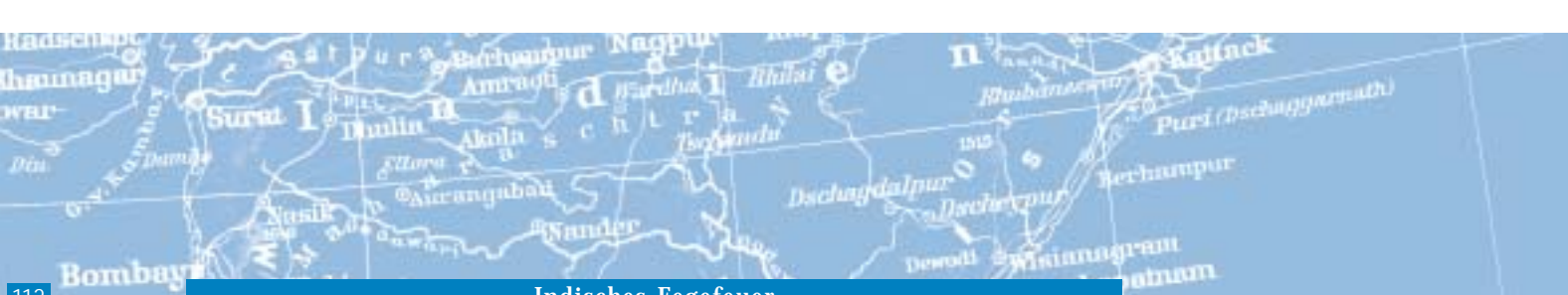
Dann die ersten Pässe. Karge Felsen, notdürftig ausgebaute Straßen, wenig Verkehr. Bis auf rund 4.000 Meter führte mich der Rohtang-Pass – für mich ein unglaubliches Erlebnis, hier allein auf mich gestellt zu kurbeln, Tritt für Tritt die Vegetation hinter mir zu lassen und allmählich in die Regionen dünner Lüfte vorzustößen, den Himmel in fast schon violettem Dunkelblau über mir.

Für mich, das fand ich in jenen Tagen des Kletterns heraus, für mich als erdgebundenen Widder bedeutet dieses Stampfen, diese unendliche Wiederholung des Tretens die Bekräftigung meiner Identität. Das ultimative „Ich bin“. Es war wie ein Mantra, diese schweigenden Berge zu erfahren, ein ins Unendliche fortgesetztes Gebet, das in seiner bloßen Existenz schon die Erfüllung trägt.

Wie hatte ich mich in den vergangenen Monaten verändert und entwickelt! Hier, auf den ruppigen Hängen des Rohtang-Passes und auf den Anstiegen, die noch folgten, fand ich mich wieder auf dieser neuen Ebene. Mit purer Willenskraft machte ich mir diesen aktuellen Tilmann zueigen, indem ich mir ihn mit festen Tritten als meine verlässliche Basis zementierte. Als neue Basis für all die neuen Abenteuer, die mir noch bevorstanden.

Glauben Sie mir, das erfolgte nicht bewusst. Ich spürte es, aber ich stellte damals die Zusammenhänge noch nicht her. Das kann ich erst jetzt, im Rückblick, beim Reflektieren, Erzählen und Schreiben. Denn in gewisser Weise wirkt auch dieses monotone Erlebnis des Schreibens wieder wie ein Mantra. Auch es befestigt mich in einer wiederum





Immer wieder begraben die Gletscher ganze Straßen unter sich und dem mitgeführten Geröll – ein Grund, warum sie vielfach nur im Sommer befahrbar sind. Einmal musste Tilmann über eine 200 Meter breite Mure klettern, um überhaupt weiterzukommen. Als er sie zur Hälfte bezwungen hatte, begann sie sich noch einmal in Bewegung zu setzen – zum Glück nur für einige Sekunden ...

Im wahrsten Sinn „atemberaubende“ Landschaftsbilder bieten die vielfach mehr als 5.000 Meter hohen Pässe in Ladakh.

neuen Identität, die die vorangegangene umgreift und erweitert wie die Jahresringe im Stamm eines Baumes.

Eisiger Wind auf der Passhöhe des Rohtang. Hier riecht die Luft nicht nach Abgas, Curry oder Räucherstäbchen. Die Düfte der Ebene liegen weit zurück und, dem Gesetz der Schwerkraft folgend, sehr viel tiefer. Das bisschen, das hier überhaupt zu riechen ist, schmeckt rein und sauber, neu, wie noch nie geatmet. Mit leichtem Schwindel im Kopf lasse ich es rollen, vorbei an den von Reisenden und Pilgern aufgetürmten Steinpyramiden, die ihre vielfältigen Sehnsüchte verkörpern und die Wünsche, ihre Ziele heil zu erreichen.

Der nächste Ort liegt um fast 1.000 Meter tiefer, umgeben von eindrucksvollen steinernen Titanen. Er heißt Keylong, und ich erlebte

ihn als so abgeschieden und abgeschirmt, dass er sich durchaus auf einem anderen Kontinent befinden könnte. Oder auf einem völlig anderen Planeten. In Keylong erfahre ich, dies würde wohl die Endstation meiner Himalaya-Tour sein, viel weiter käme man auf dieser Straße nicht. Sie sei vom Militär gesperrt, da sie an China grenze. Seit dem indisch-chinesischen Krieg von 1962 gebe es dort für den Privatverkehr kein Durchkommen mehr.

Trotzdem, ich bin zumindest weitergefahren und habe tatsächlich eine Militäranlage nach der anderen gesehen, bis ich dann zu einem Schlagbaum kam. Der öffne sich nur für Reisende mit einer speziellen Genehmigung, erklärte mir ein indischer Wachmann mit grimmigem Gesicht. Die Inder und ihre Genehmigungen! Jeder spricht von ihnen, jeder braucht sie, und alle Offiziellen möch-

ten ständig welche sehen – im Endeffekt zu bekommen aber sind sie in etwa so schwer wie der Millionengewinn in einer Lotterie. In meinem Fall empfahl man mir, zunächst mal nach Keylong zurückzuradeln, dort gebe es eine Verwaltung, und vielleicht könne man mir dort schon helfen. Andernfalls müsste ich eben über den Rohtang-Pass zurück und weiter, weiter, weiter bis zur Hauptstadt Delhi fahren, das wären 400 oder 500 Kilometer, so in etwa ...

Ich habe erst einmal mein Zelt aufgebaut, direkt gegenüber von den Wachen. Dann habe ich mir etwas zu essen gemacht – was

sie alles sehr faszinierte. Anschließend bin ich zu ihnen hinübergeschlendert und habe erzählt – von meinem Beruf, meinen Reisen, dem, was ich in Indien erlebt hatte. Und immer wieder schlug ich einen Bogen und fragte sie, wie es denn hinter der Schranke aussähe, die sie da bewachten.

Drei Tage später waren sie wohl davon überzeugt, ich sei harmlos. Nein, sie selbst könnten mich nicht in das gesperrte Territorium mitnehmen, beteuerten sie. Wenn das je herauskäme, es würde sie ihren Job kosten. Aber... vielleicht wüssten sie eine Möglichkeit: Immer wieder nämlich kämen Trupps



von einheimischen ... – ja, man sei sich nicht sicher, was sie wären: Händler, Nomaden oder Schmuggler – vorbei, die manchmal auch Nachschub für das Militär transportierten und daher geduldet seien. Wenn ich mich denen anschliesse ... Allerdings: Mein Fahrrad könnte ich jenseits der Barriere sicher vergessen. Mit zunehmender Höhe kämen wir bald ins Reich der ewig weißen Gletscher, da wäre an Fahren nicht zu denken.

Ein paar Tage später tauchten sie auf, ein rundes Dutzend abenteuerlicher Gestalten mit zerfurchten Gesichtern, braungebrannter Lederhaut und nicht nur fern jeder Mode, sondern völlig undefinierbar gekleidet – ideale Darsteller für einen Film über Banditen am Rande der Zivilisation. Sie nannten sich nach ihrer Provinz „Zanskari“ und waren, soweit ich es wußte, verwandt mit den Bewohnern Tibets. Ja, sie seien bereit, mich mitzunehmen, ließen sie die indischen Wachen dolmetschen, doch unter einer Bedingung: Ich müßte alles so machen wie sie. Solange wir gemeinsam unterwegs wären, müßte ich genauso leben wie sie. Anders wäre es nicht möglich. – Es blieb keine Zeit für Fragen. Schnell war mein Fahrrad auf eines ihrer zähen kleinen Maultiere gebunden, und los ging's.

Wir unterhielten uns mit Händen und Füßen, weil sie nur ihren ureigenen Dialekt sprachen und nicht einmal die paar Brocken Hindi verstanden, die ich mir in den letzten Monaten angeeignet hatte. Ohnehin gehörten sie einer eher schweigsamen Rasse an. Nur einen gab es unter ihnen, der drei, vier Brocken Englisch verstand, zu wenig für eine Unterhaltung. Nun ging es zwischen uns ja nicht um geschliffene Konversation. Mit ausdauernden Schritten kletterten sie ihren schwerbeladenen Maultieren hinterher – auf Pfaden, die oft so steil und schmal waren, dass man sie als solche kaum erkennen konnte. Wir passierten Schluchten, wo jeder falsche Tritt den Freifahrtschein in ein sehr tiefes Grab bedeutete hätte. Und als wir die Region der Gletscher erreichten, marschierte ich zum ersten Mal über Brücken aus gefrorenem Schnee! Immer wieder passierte es dort, dass die Maultiere mit ihren vergleichsweise dünnen

Beinen bis zum Bauch einsanken. Dann mussten wir sie zuerst von ihrer Ladung befreien. Anschließend gruben zwei Männer rechts und links von ihnen Löcher in den Schnee, um die speziell für solche Fälle vorgesehenen Gurte unter ihrem Bauch durchzuführen. War das geschafft, konnten die Tiere mit vereinten Kräften langsam emporgehoben werden, bis sie wieder festen Boden unter den Hufen hatten. Harte Maloche!

Es war später Sommer, die Ränder der Gletscher schmolzen ein wenig. Da gab es reißende Bäche zu überqueren, und auch das mußte ich machen wie meine Reisegefährten. Wir zogen uns aus bis auf die Unterhose, packten die Kleidung oben aufs Maultier und hielten uns an dessen Schwanz fest. Ein Tritt, ein gelender Ruf, und das erschreckte Tier preschte los, mit Karacho durchs eisige Wasser. Wir hinterher! Zuvor hatte man mir klargemacht: Sollte ich den Mulischwanz unterwegs loslassen, würde der Bach mich mitreißen – über den nächsten Wasserfall oder unter eine Schneebrücke. Da hat man keine große Wahl.

Zwischendrin, als wirklicher Höhepunkt meiner bisherigen Reisen: der Shingo-Pass. Auf rund 5.200 Meter ging es im Gefolge der Zanskari. Die Lungen gierten nach Sauerstoff, und der Geist konnte es kaum fassen, jetzt tatsächlich so weit oben zu stehen – auf dem „Dach der Welt“!

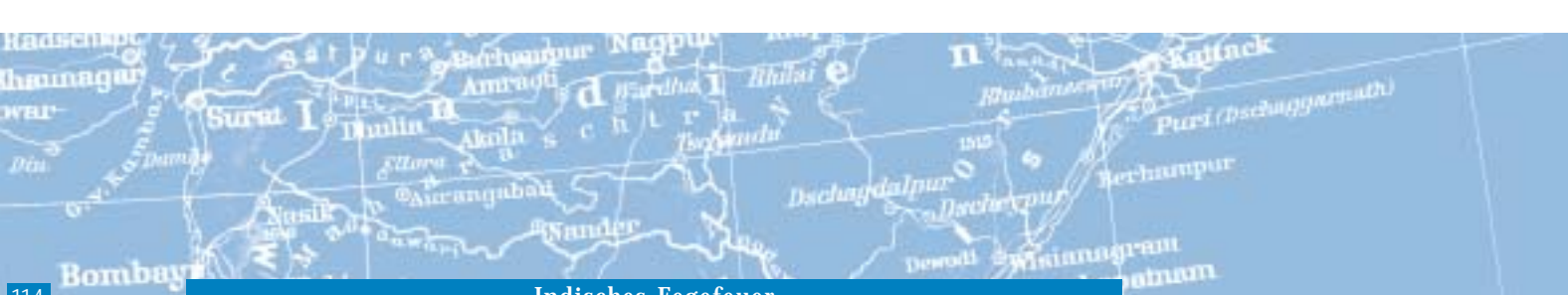
Abends kletterten die Männer, zum Teil unter Zuhilfenahme von Seilen, in die steilen Felswände, wo ein paar krüppelige Bäume ein karges Leben fristeten. Da suchten sie ein wenig altes Holz fürs Lagerfeuer, und sobald das brannte, gab es Tee. Den „verfeinerten“ die Zanskari dann mit ranziger Yak-Butter, wie es wohl auch die Tibeter tun. Eine grauisige Angelegenheit, die ich als ziemlich eklig in Erinnerung habe. Dazu gab's Tsampa, gestoßene, zu einem Brei verkochte Gerste, die etwas säuerlich schmeckte und etwa die Konsistenz von Polenta hatte. So war denn auch die Verpflegung einigermaßen grauenvoll. Ich hatte zwar selbst ein paar Vorräte dabei, aber abends war ich doch rechtschaffen müde nach einem harten Tag in dünner Luft. Da war ich dann selbst über Tsampa

Angesichts der teilweise mehr als 8.000 Meter hohen Riesen im Himalaya fällt es leicht, an die höheren Mächte zu glauben – man steht ihnen gleichsam direkt gegenüber. Nicht ohne Grund gilt der Nanga Parbat als „heiliger Berg“.

froh; das Zeug war wenigstens warm. Für mich war nicht allein die grandiose Landschaft ein Erlebnis, sondern auch die Gemeinschaft mit diesen Menschen. Ich beobachtete, wie sie sich verhielten, wie sie ihre Maultiere behandelten, was sie kochten, wie sie aßen. Es waren sehr einfache, ungemünzte harte Leute. Der Respekt, den sie sich gegenseitig zollten, die Achtsamkeit für ihre Mulis erwuchs aus ihrem Wissen um die Zwänge, denen sie die extreme Natur dieses Landes aussetzte. Sie wussten, ohne einander, ohne ihre Transportmittel wären sie verloren. Und sie taten alles ihnen Mögliche, um diesem Schicksal zu entgehen.

Einige Tage war ich mit den Zanskari unterwegs in der kalten Einsamkeit Ladakhs. Wir begegneten kaum einer Menschenseele, doch ich weiß noch, in einer winzigen Ansiedlung am Wegrand hielt man mein Fahrrad auf dem Rücken des Maultiers für ein Helikopter-Ersatzteil! Hubschrauber kannte man dort wohl durchs Militär, aber ein Fahrrad hatten die Leute noch nie gesehen.

In einem anderen Ort lasen wir einen Swami auf, der dort in einem kleinen Tempel meditiert hatte und nun bat, uns begleiten zu dürfen. Baba Ram sprach sehr gut Englisch, und schon bald unterhielten wir uns über die spannendsten Themen. Es dauerte nicht



lange, und Baba Ram, der auch die Sprache der Zanskari verstand, warnte mich. Er sagte: „Hüte dich vor deinen Reisebegleitern. Denen bist du nicht geheuer, die können dich nicht einschätzen. Sie halten dich für einen Spion, der ihre Schmuggelpfade auskundschaftet.“ Er könne sich vorstellen, so Baba Ram, dass die Zanskari sich meiner kurz vor dem Ziel in Spadum entledigen wollten. Wahrscheinlich wäre ich nicht der Erste, den sie – in meinem Fall freilich samt Fahrrad – in irgendeiner Schneespalte verschwinden ließen. Keine besonders schöne Vorstellung...

Baba Ram hatte als Lehrer gearbeitet, als ihm die innere Stimme vorgab, er solle fortan das Leben eines Bettelmönchs führen. Daraufhin hatte er seine Familie verlassen und wanderte nun schon ein Jahr lang durch Indien – nur mit seinem Tuch, einem Stock und einer Betteldose. Sein Weg durch den kosmischen Garten hatte ihn in dieses winzige Dorf hoch in den Bergen des Himalaya geführt, wo wir uns trafen.

Ich war nach seiner Eröffnung ziemlich nervös. Ich wollte gewiss in keiner Schneespalte enden! Er schlug vor, wir sollten uns von den Zanskari trennen und uns auf einem anderen Weg bis Spadum durchschlagen. Doch auch dieser Gedanke behagte mir nicht. Ich konnte ja schlecht das Maultier mitnehmen, müsste also mein beladenes Fahrrad schieben. Und was, wenn es noch Eisbäche zu durchqueren gab?! Mein Randonneur hatte keinen Schwanz zum Festhalten! So beschlossen wir, wir würden uns ganz hinten aufhalten, so dass wir gerade noch Kontakt zu unserer kleinen Karawane hatten. Wir würden uns so unauffällig geben wie nur möglich.

So erreichten wir Spadum. Ohne weitere Vorfälle. Meine Begleiter luden die Maultiere ab, lieferten die mitgebrachten Waren wie Mehl, Zucker, Schuhe aus und zerstreuten sich dann in alle Winde. Im Nachhinein fragte ich mich, ob mein Swami die Leute richtig verstanden hatte. Ich jedenfalls hatte nie den Eindruck einer Bedrohung gehabt. Oder hatte er mir Angst machen wollen? Mich, vielleicht aus einem Gefühl der Einsamkeit heraus, ganz auf seine Seite ziehen wollen?

Wollte er sich interessant und unersetzlich machen? Etwas Lehrerhaftes hatte er schon an sich, schließlich war das sein Beruf gewesen. Etwas in der Art von „ich-als-weitgereister-spirituell-erfahrener-Swami-erkläre-dir-hiermit-nun-dein-Leben“. Trotzdem war er ein sehr angenehmer Mensch, dem ich auf keinen Fall böse sein mochte.

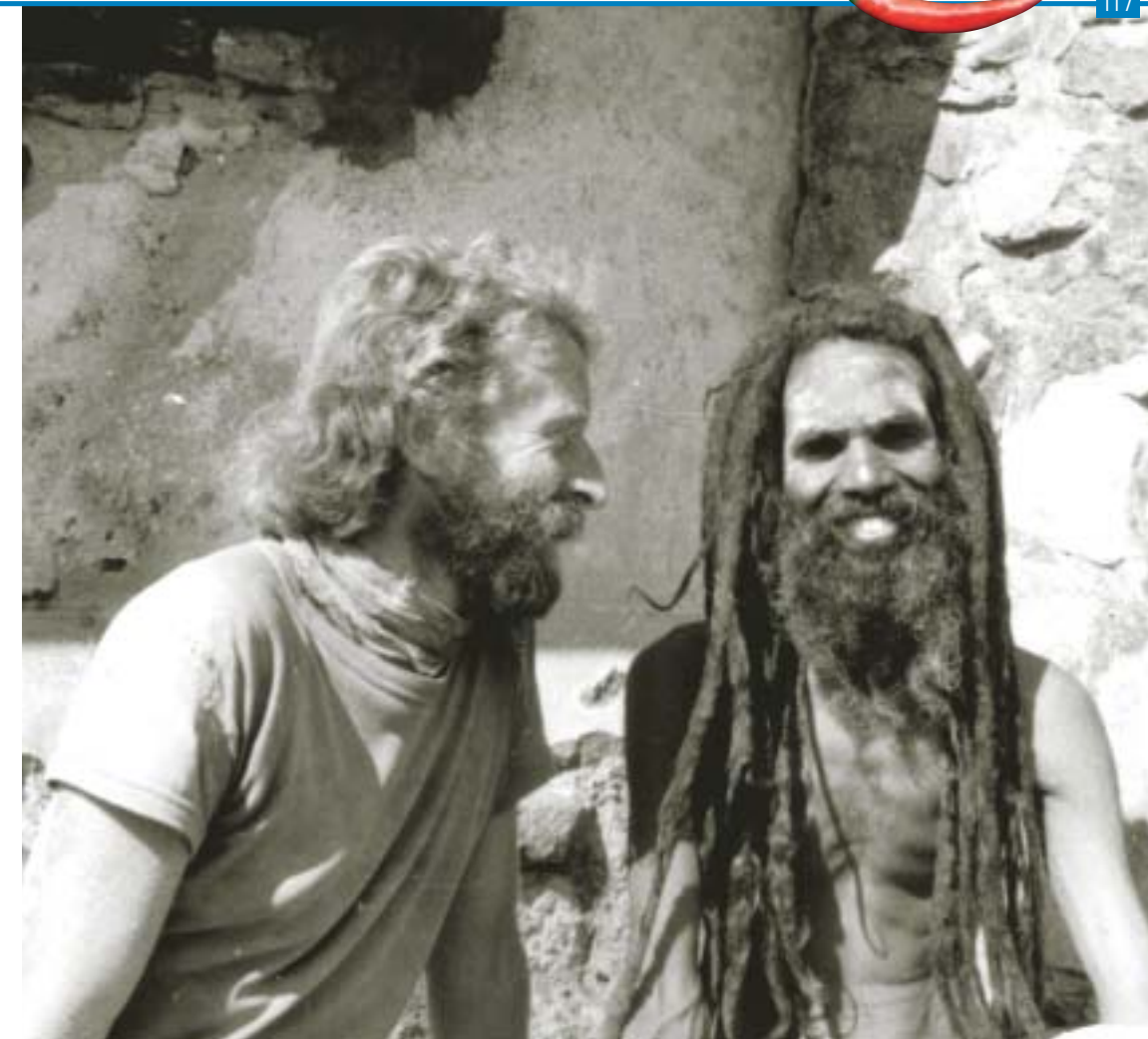
Ich mietete mich in einem kargen Zimmer ein und pausierte zwei, drei Tage, ließ die enormen Eindrücke meiner Reise sich setzen und erlaubte meinem Körper auszuruhen. Dann setzte ich mich auf mein Fahrrad und fuhr auf der breit ausgebauten Piste via Kargill Richtung Leh, der Hauptstadt von Ladakh.

Unterwegs überholt mich ein Lastwagen, und wer steht da winkend, rufend auf der Ladefläche? Mein Swami Baba Ram! Er klopft aufs Dach des Führerhauses, der Fahrer hält, und mein Freund läuft auf mich zu. Er kenne da, ganz in der Nähe von Kargill, einen Weisen, der dort in einer Höhle lebe. Ein hochinteressanter, überaus heiliger Swami. Den wolle er besuchen – ob ich nicht mitkommen wollte?

Ja, das ist die Freiheit des Radreisenden! Improvisation, der schnellen Eingebung folgen, Pläne haben, die man jederzeit ändern und über den Haufen werfen kann! Ich stelle mein Fahrrad also in Kargill unter, und tags darauf geht es mit dem Bettelmönch zu Fuß in die Berge. Der Weg zieht sich. Ein veritabler Trampelpfad, der sich dann plötzlich gabelt. Der eine Teil führt über nackten, fast senkrechten Fels. Kein Seil, keine Stufen, keine erkennbare Route. Etwa 200 Meter sind so zu überwinden; auf der einen Seite geht es steil hoch, auf der anderen in aller Deutlichkeit abwärts.

An dieser Stelle streike ich. Das ist mir zu gefährlich. „Nein, hier gehe ich nicht weiter“, mache ich Baba Ram klar. „Es muss noch einen anderen Weg geben.“ Tatsächlich hatten wir eine halbe Stunde vorher schon einmal einen Abzweig passiert, der in die gleiche Richtung führte. Den will ich nun ausprobieren. Mein Mönch aber ist anderer Meinung.

Solche Saddhus sind nicht selten im Himalaya. Sie schaffen es mit geistigen Mitteln, ihre Körpertemperatur selbst bei Minusgraden im unkritischen Bereich zu halten und verzichten daher vielfach auf Bekleidung. Manche isolieren wenigstens den Allerwertesten – indem sie sich auf ihre verfilzten Haare setzen!



Dies sei der richtige Weg, uns könne nichts passieren!

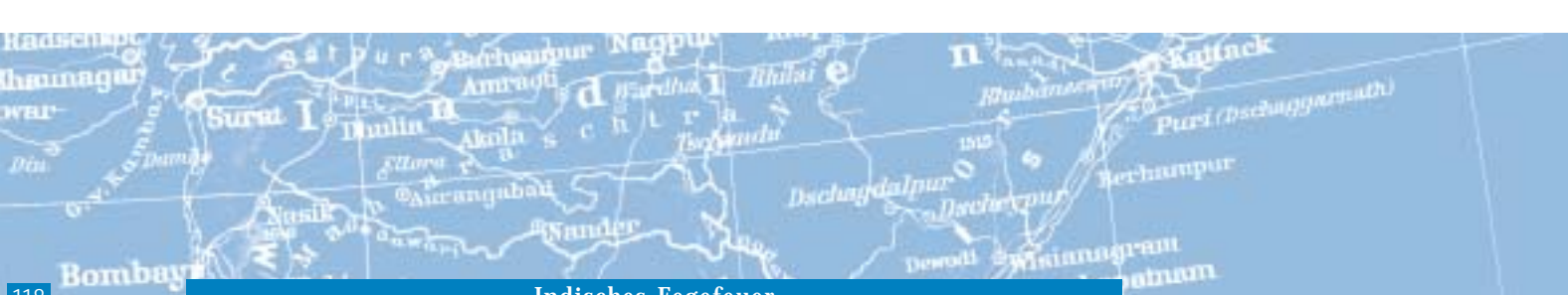
Ehe wir uns am Ende wirklich streiten, beschließen wir uns zu trennen. Ich werde zurückgehen bis zu jenem anderen Abzweig, er will den Weg über die Felsen nehmen. Beim Swami würden wir uns treffen.

Wie vermutet, führt auch der sichere Weg zu dem Höhlen-Eremiten. Als ich nach ein paar Stunden dort eintreffe, begegne ich einem seltsamen Heiligen. Bekleidet ist er mit einer Art Lendenschurz, der Oberkörper ist bedeckt mit kaskadenartig herabwallendem, verfilztem Haupt- und Barthaar. Wie zur Begrüßung ragt ein Joint von respektablem Ausmaß aus seiner Physiognomie, und ein Teil des Himalaya verschwindet hinter einer aromatisch duftenden Wolke. Er singt. Er lacht. Er ist, wie man so sagt, „richtig gut drauf“. Eine Kochstelle, eine Lagerstatt, das ist die

ganze Inneneinrichtung seiner Höhle; offenbar lebt der Swami von dem, was ihm die Leute aus Kargill so vorbeibringen.

Inzwischen ist es später Nachmittag geworden und an Rückweg nicht zu denken. Ich bitte also den Einsiedler, seine Höhle für eine Nacht mit mir zu teilen. Kurz darauf kuschele ich mich dann auf weit über 4.000 Metern Höhe in meinen Schlafsack, den unvermeidlichen Buttertee im Magen und schon zum Frühstück das gigantische Panorama der schneebedeckten Bergriesen vor Augen. Die Nacht ist kalt, aber das Erlebnis lohnt es allemal, in den Stunden der größten Dunkelheit ein wenig zu frieren. Wer dort in dieser einmaligen Landschaft, fern aller menschlichen Behausungen, freilich nicht erscheint, ist Baba Ram!

Was nun? Hat er einen Unfall gehabt und ist abgestürzt? Wer würde mir helfen, ihn zu



retten? In Pondicherry hatte ich erlebt, wie jemand am Strand von einer großen Welle fortgespült wurde. Er kam noch einmal hoch und schrie jämmerlich um Hilfe. Es waren buchstäblich Hunderte von Menschen dort am Strand, doch keiner nahm Notiz von ihm. Einige lachten sogar. Ich rannte um die nächste Ecke zum Polizeiposten und rief: „Kommen Sie schnell, da hinten ertrinkt einer!“ – „Ist es ein Weißer oder ein Inder?“, fragte der Beamte. – „Ein Inder“, rief ich. – „Ach“, meinte er darauf, „der wird's schon schaffen.“

An diese Geschichte denke ich nun, und mir ist klar, hier würde keine Rettungsexpedition aufbrechen, um einen Bettelmönch – oder das, was von ihm übrig war – am Fuße einer Schlucht zu bergen. Ich gehe also den Weg nach Kargill zurück, tief in Gedanken über die Vergänglichkeit des Lebens ..., als Baba Ram mir auf einmal fröhlich und gesund entgegenkommt!

„Oh“, begrüße ich ihn, „wo hast denn du gesteckt?“ – Diese Steilwand, meint er, sei ihm auf halbem Wege dann doch zu gefährlich erschienen, woraufhin er kehrtgemacht habe. Und dann sei er müde geworden, so müde. Da habe er sich in die – nicht vorhandenen! – Büsche geschlagen und erst einmal geschlafen. Das muss man sich vorstellen: Da verbringt dieser Mann, nur mit einem Tuch bekleidet, die Nacht auf eisigen 4.000 Metern Höhe im Himalaya! Und findet nichts dabei! „War dir denn nicht kalt?“, frage ich ihn. – „Ein wenig“, antwortet er lächelnd, aber dann habe er etwas meditiert, das hätte geholfen.

Hier trennen sich unsere Wege. Der eine geht zurück nach Kargill, der andere zum Swami mit dem Joint. Ich mit meinen festen Wanderschuhen, er, wie schon die ganze Zeit, seitdem wir uns getroffen haben, barfuß...

Kargill – Leh, fast eine Routineangelegenheit nach allem, was ich in den letzten Monaten erlebt habe. Vertraut inzwischen die kargen Landschaften, die harten, knorrigen Menschen, die doch lächeln können, als spiegele sich der Mond des Nachts in einem Tümpel voller Lotusblüten.

Während der nahende Winter sich anschickt, den Himalaya in frisches Weiß zu kleiden, lenke ich den Randonneur noch einmal südwärts. Es hat keinen Zweck, jetzt durch Pakistan zu reisen, denn auch dort verschleißt die kalte Jahreszeit die höhergelegenen Straßen. Was also macht der verwöhnte Radreisende? Er verordnet sich ein angenehmes Sightseeing-Programm durch den Punjab und durch Rajastan. Der wunderbare „Palast der Winde“ säumt in Jaipur meinen Weg, eine rokokkohafte rote Sandsteinkulisse, eigens errichtet, um den höheren Damen der Region das Betrachten der Umzüge und anderer öffentlicher Festivitäten zu ermöglichen, ohne dass man sie selbst dabei sehen konnte! Bei Agra dann das eindrucksvolle Taj Mahal, das eigentlich ein Mausoleum ist. Der Großmogul Schah Jahan ließ es errichten, als seine geliebte Hauptfrau Mumtaz Mahal 1631 unerwartet starb.

Weihnachten 1979 verbringe ich dann mit Tausenden von Reisenden aus aller Welt in Goa, wo ich die Seele für die kommenden Wochen und Monate ausgiebig baumeln lasse. Es ist die Winterzeit, in der in diesem Teil Indiens die angenehmsten Temperaturen herrschen, vergleichbar mit einem milden Sommer in Europa.

Pünktlich im Frühjahr aber regen sich die Radlergene. Ich breche auf, sobald der Schnee im Norden weicht, passiere Delhi. Nicht weit nun bis zur pakistanischen Grenze. Ich werde Indien also bald verlassen, schon weil mein Visum ausläuft.

Kaleidoskopartig drängen sich die Bilder vor mein inneres Auge: wie ich im Herbst die Quelle des Ganges aufsuchte, der auf 4.200 Metern Höhe dem Gangotri-Gletscher entspringt. Mein Randonneur musste dabei sein, als stummer Zeuge. Die letzten Meter habe ich mein geliebtes Rad getragen!

Oder der Besuch im Jim-Corbett-National-Park der wilden Tiger. Zehn Dollar hatte es mich gekostet, den Wächter zu bestechen, dass er mich überhaupt passieren ließ, so schutzlos auf zwei Rädern. Dann fuhr ich los, die Sinne fast im Übermaß geschärft und

erlebte – nichts! Nur den schwedischen Botschafter traf ich in einer Parkbucht. Er saß samt Familie in einem sicheren Volvo, ich auf dem Randonneur. Er war beeindruckt, doch auch er hatte keinen Tiger zu Gesicht bekommen. Bevor ich den Park enttäuscht wieder verließ, folgte ich einem Schild zu einem Aussichtspunkt. Dort, so hieß es, könne man auf einen Fluss herabblicken, wo die gestreiften Katzen gern zum Trinken hinkämen. Gespannt legte ich mich auf die Lauer. Stunden muss ich so gewartet haben – und wieder nichts!

Auf einmal aber hörte ich hinter mir, links aus dem Urwald, ein sehr tiefes, äußerst sonores Knurren. Mir gefror das Blut in den Adern. Das gibt's doch nicht, dachte ich: Die Tiger haben mich tatsächlich eher wahrgenommen als ich sie! Nun, ich beeilte mich,

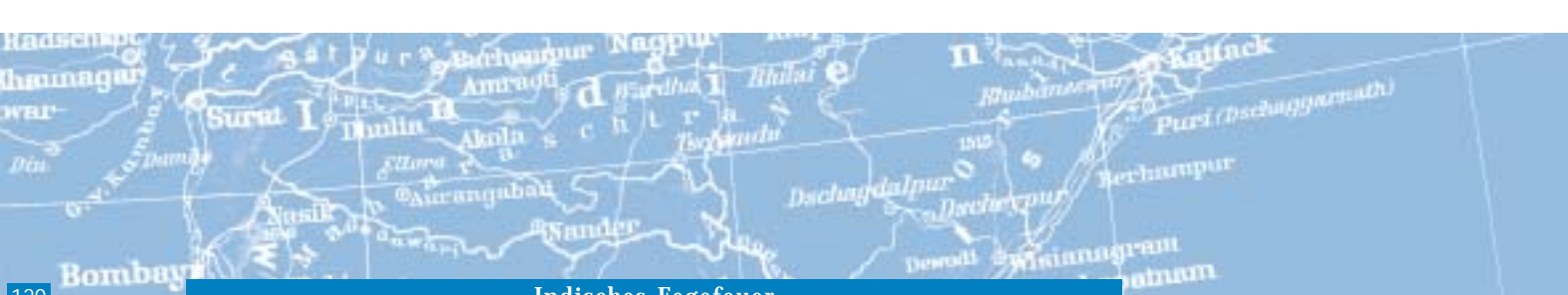
mein Rad wieder auf den Weg zurückzuschieben. Solange ich nicht in die Pedale träte, wären sie sicher schneller als ich, stand zu befürchten. Die ganze Zeit hoffte ich zudem, es entweder mit satten oder vegetarisch lebenden Exemplaren zu tun zu haben.

Die Straße schon in Sichtweite, erlebte ich dann einen weiteren Schock. Meine Reifenspür, die ich erst Stunden zuvor in den Sand graviert hatte, war überlagert vom Abdruck einer gewaltigen Tigertatze! Ich hatte mich ganz nach vorn hin orientiert, um die Tiger beim Tanken zu erleben, und sie waren derweil in aller Seelenruhe hinter mir herumspaziert!

So viel zur menschlichen Erwartungshaltung und generell zur menschlichen Wahrnehmung...

Der Lake Dal in Srinagar mit seinem schwimmenden Lotus strahlt Ruhe und Frieden in dieser sonst so turbulenten Gegend aus.





Wenn man so will, kann man dieses Erlebnis auch als kleines Fazit meiner Zeit in Indien betrachten. Leute im Westen lieben es ja, die Dinge abschließend noch einmal „auf den Punkt“ zu bringen, um sie dann sicher unter irgendeinem Stichwort abzulegen. Die Tiger aber zeigen, dass es so einfach nicht funktioniert im Leben. Gerade in Indien entzieht sich das Sein mit geradezu magischer Eleganz allen Versuchen, es in Rubriken zu zwängen. Das zeigten mir beispielhaft die Menschen, auf die ich traf. Gerade einige der erwartungsgemäß „heiligsten“ unter ihnen erschreckten mich, trafen falsche Voraussagen oder versuchten, an mein Geld zu kommen – während andere mich gut behandelten, denen ich all das blind zugetraut hätte!

Nun wäre es einfach, in Indien immer nur vom Gegenteil dessen auszugehen, was man normalerweise erwartet. Einfach – aber

falsch. Denn dann würden die Energien dieses Landes vielleicht nur eine weitere Kapriole schlagen, um den Aha-Effekt zu garantieren. Heute glaube ich, dass ich in Indien lernte, mich auf mich selbst zu verlassen – in einem Maße, einer Tiefe, wie ich es zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Ich traue rückblickend sogar den „heiligen“ Männern zu, dass ihre Handlungen, die mich gegen sie aufbrachten, nichts weiter waren als ein Satsang der Tat im ewigen Reigen des Maya. So gesehen, darf ich ihnen letztlich sogar dankbar dafür sein...

Und wenn es so war, dann war der Moment im Jahr 1980, in dem ich Indien schließlich verließ, natürlich nichts weniger als perfekt. Ich hatte mir so viel an Wissen, Weisheit, „Leben“ in meine inneren Satteltaschen gepackt, wie ich es damals nur verkraftete. Am letzten Tempel vor der Grenze meditierte

ich sehr lange. Ich dankte meinen Göttern, und ich sah mir diesen Tilmann an, der ich nach 18 Monaten in Indien geworden war. Als ich danach den Randonneur bestieg, fiel mir das Treten leicht.

Wenn ich die letzten Seiten jetzt noch einmal lese, wird mir klar, dass das, was ich damals erlebte, nicht wiederholbar ist. Ladakh ist lange schon für den Tourismus zugänglich, sogar nach Tibet kommt man mittlerweile. Heute würde man auch im kleinsten Orten des Himalaya das Ersatzteil eines Helikopters eher für ein Fahrrad halten, so gebräuchlich sind die Mountainbikes geworden. Überall werden Trecks und Tagestouren angeboten; für rund 55 Dollar pro Tag und Nase ist man dabei.

Dreimal bin ich seit 1980 noch im Himalaya gewesen, und liebend gern würde ich dieses

faszinierende Gebiet auch meiner Frau Renate aus Lenkerperspektive zeigen. Doch wie gesagt: So wie ich längst nicht mehr der Tilmann von damals bin, so hat sich auch der Himalaya verändert – und zwar weit über das Kulturelle und Verkehrstechnische hinaus. Zum Beispiel gibt es die damals so mächtigen Gletscher zwischen Keylong und Spadum, über die ich und die Zanskari tagelang gewandert sind, heute kaum noch! Zwischen Flecken von Schnee und Eis schimmert immer wieder das braune Geröll durch, und die einst reißenden Bäche mit Schmelzwasser plätschern heute recht friedlich dahin.

Das sind gravierende Veränderungen in sehr kurzer Zeit. Da ich aber eher ein neugieriger als ein ängstlicher Mensch bin, blicke ich voll Liebe und Vertrauen auf Mutter Erde und frage mich, was sie demnächst noch mit uns vorhat.